

33. JUNIOR BACHMANN LITERATURWETTBEWERB



<https://juniorbachmann.ibg.ac.at>

Ein Online-Shop, wie er im Buche steht.

- ♥ 3 Mio. Bücher in 24 Stunden
- ♥ Kostenloser Versand (in ganz Österreich)
- ♥ Kostenlose Geschenksverpackung
- ♥ Kauf auf Rechnung/Bankomat/Visa/MC/
Diners/Paypal/EPS und Bitcoin

heyn.at



Ein Geschenkkater, wie er im Buche steht.

Sie wollen einen Gutschein für sich oder als Geschenk?
Dann ist unser "Geschenkkater" im praktischen
Kreditkartenformat genau das Richtige für Sie:

- ♥ Entweder bei uns vor Ort wiederaufladbar oder
- ♥ bequem zum Download online als PDF.
- ♥ Einlösbar sowohl in unserem Geschäft
als auch in unserem Online-Shop!

Immer up to cat

Unser Newsletter, jederzeit abbestellbar,
null verpflichtend: Lassen Sie sich von
unserer elektronischen Katzenpost
inspirieren. Auf Wunsch erhalten Sie
regelmäßig Leseempfehlungen aus
14 Themengebieten und unseren
Veranstaltungsnachrichten.

Gleich anmelden unter:
heyn.at/newsletter



Buchhandlung HEYN

Kramergasse 2-4 | 9020 Klagenfurt | Österreich

Tel.: +43 (0) 463 54 249-0 | Fax: DW 41

E-Mail: buch@heyn.at | **heyn.at**



33.
Junior Bachmann
Literaturwettbewerb
2025

JB



Organisation Lehrer:innen
Ingeborg Bachmann Gymnasium Klagenfurt

33. Junior Bachmann Literaturwettbewerb

Die Broschüre zur Lesung

Vorwort	5
Danksagung	8
Team JBL	9
Rückblick 2024	12

Kategorie I

Jury Kat. I	16
1. Platz	20
2. Platz	22
3. Platz	23
Weitere bewertete Texte Kategorie I	25

Kategorie II

Jury Kat. II	36
1. Platz	40
2. Platz	41
3. Platz	42
Weitere bewertete Texte Kategorie II	45

Kategorie III

Jury Kat. III	58
1. Platz	61
2. Platz	63
3. Platz	65/66
Weitere bewertete Texte Kategorie III	68
Schulinterne Veranstaltung 2024	78



„Liebe Freundinnen und Freunde der Literatur!

Freiheit – kaum ein Begriff kann auf so viele Arten interpretiert werden und ist so subjektiv geprägt. Was ist Freiheit? Ist es ein Zustand, ein Gefühl? Eine erstrebenswerte, jedoch tatsächlich ungreifbare Utopie, in der die grenzenlose Freiheit schnell zur Dystopie ausartet? Existiert die Freiheit tatsächlich oder ist sie relativ?

„Freiheit“ lautet das Thema des diesjährigen „33. Junior Bachmann Literaturwettbewerbs“, integrativer Bestandteil der „49. Tage der deutschsprachigen Literatur“ und behandelt genau ebensolche Fragen – es gibt keine richtigen oder falschen Denkansätze. Den Zuhörenden und Lesenden werden spannende Einblicke in die Gedankenwelten unserer Jugend – unser aller Zukunft – geboten. Wir leben in Zeiten von multiplen Krisen, kriegerischen Auseinandersetzungen und Gesellschaften, in denen radikale Tendenzen zunehmend an Gewicht gewinnen. Die „Tage der deutschsprachigen Literatur“ sind deshalb heute mehr denn je, ein wichtiges Signal für die Hoffnung, einen offenen sowie (selbst-) kritischen Diskurs führen zu können, und verfügen zusätzlich über eine Strahlkraft, die weit über die Grenzen Kärn-

tens hinaus für Denkanstöße sorgt. In meiner Funktion als Kulturreferent bin ich stolz auf die jährlichen Literaturbewerbe mit ihren durchwegs talentierten Autorinnen und Autoren – jeder einzelne Beitrag ist eine wahrliche Bereicherung für das Kulturland Kärnten und die deutschsprachige Literatur. Mein Dank gilt allen Unterstützern, Sponsoren, Organisatoren sowie den vielen Händen und Köpfen, die zum Gelingen beitragen. Besonderer Dank gilt allen Personen die unsere Nachwuchstalente fördern und auf ihren Wegen begleiten.

In der Ihnen vorliegenden Broschüre finden Sie eine Auswahl der besten Texte – ich wünsche Ihnen viel Freude beim Lesen und beim Eintauchen in die Gedankenwelt unserer Jugend.

Mit herzlichen Grüßen,
Dr. Peter Kaiser,
Landeshauptmann von Kärnten



Was ist Freiheit? Ein komplexes Thema, über das von vielen Schriftsteller:innen und vielen Größen im Bereich der Philosophie geschrieben und gestritten wurde. Wo sind die Grenzen? Dieses Thema wird von Teilnehmer:innen dieses Wettbewerbs in so vielfältiger Art in einen erzählerischen Text verwandelt. Wirklich sehr bewundernswerte Texte.

Wo spiegelt sich das Thema Freiheit im Werk meiner Schwester Ingeborg am deutlichsten wider? Wohl im sogenannten „Kriegstagebuch“ sagt sie spontan im Mai 1945:

Das ist der schönste Sommer meines Lebens, und wenn ich hundert Jahre alt werde – das wird der schönste Frühling und Sommer bleiben.

Auf die Goria gehe ich jetzt jeden Tag wieder, allein und um zu träumen, herrlich zu träumen! Ich werde studieren, arbeiten, schreiben! Ich lebe ja, ich lebe. O Gott, frei sein und leben, auch ohne Schuhe, ohne Butterbrot, ohne Strümpfe. Ohne, ach was, es ist eine herrliche Zeit!

Sie empfand diese Freiheit als das wichtigste, wenn wir auch Hunger litten. Diese Freiheit zu denken, studieren und zu schreiben. All das war wenige Wochen vorher undenkbar. Aber wie schnell kann diese Freiheit verloren gehen, denn:

Die Geschichte lehrt, aber sie hat keine Schüler!

Ich gratuliere allen Teilnehmer:innen dieses Wettbewerbs und vor allem denen, die Preise gewonnen haben!

Heinz Bachmann

Bruder von Ingeborg Bachmann und Autor von „Ingeborg Bachmann, meine Schwester“





Liebe Schülerinnen und Schüler, liebe Literaturliebhaberinnen und -liebhaber,

Das Thema des renommierten Bachmann-Literaturwettbewerbes des heurigen Jahres ist „Freiheit“. Nun könnte man hinterfragen: Was bedeutet der Begriff Freiheit – und was bedeutet er für mich? Die Freiheit des Geistes, die physische Freiheit, die Freiheit der Existenz? Wann beginnt Freiheit und wo findet diese ihre Grenzen? Sind wir denn frei, wo ihr in der Schule sitzt, eure Lehrer:innen an der Tafel stehen und ich in meinem Amt? Was meint ihr?

Aber ganz abgesehen von diesen Überlegungen möchte ich heute auf eine andere Form der Freiheit eingehen. Auf das vermeintlich grundlegende Verständnis der Freiheit. Die Freiheit, sicher zu sein. Sicher in unserer Schule, in unserem Zuhause, in unserem Land. Die Freiheit, zu wissen, dass wenn wir heute einschlafen, wir morgen behütet und wohllauf wieder aufwachen dürfen. Eine Freiheit, die wir nicht wählen müssen, sondern, die unser Recht sein soll. Eine Freiheit, die woanders auf der Welt, zur selben Zeit, nicht gegeben ist.

Lasst uns gemeinsam ins Bewusstsein rufen, wie wichtig diese Freiheit ist. Es ist eine Freiheit, für die

wir zugleich dankbar sein sollen – für die wir aber auch stellvertretend für alle Menschen auf der Welt, einstehen sollen.

Vielleicht regen euch meine Worte zum Nachdenken an. Jedenfalls danke ich euch, sie gelesen zu haben. Freiheit ist ein besonderes Gut. Lasst sie uns gemeinsam bewahren.

Ich freue mich auf die vielen kreativen Beiträge auch im heurigen Jahr zu einem wirklich großen Begriff!

Euer Bildungsreferent,

Daniel Fellner





Was bedeutet eigentlich Freiheit? Das kann man unmöglich mit einem Satz beantworten! Denn Freiheit bedeutet für jeden und jede von uns so viel, dass man es am besten in Bilder fasst.

Das Plakat zum 33. Junior Bachmann Literaturwettbewerb, gestaltet von Kollegin Rosanna Röttl, zeigt mit Symbolen, dass Freiheit ganz, ganz viele Situationen, Gefühle und Ideen umfasst: Der geöffnete Käfig, der leer ist, der Schlüssel, der Türen öffnet und schließt, das aufgeschlagene Buch, um frei zu lesen und Wissen zu erwerben, der befreite Vogel, der Heißluftballon, der davonschwebt, der Regenbogen, der Gegensätze – Sonne und Regen – vereint und sie verbindet. So steht er für Aufbruch, Veränderung und Frieden und gilt als Zeichen der Toleranz und Akzeptanz, der Vielfalt von Lebensformen und der Hoffnung. Zu sehen ist hinter dem Baum der Mond, der Fülle, Erfüllung und die Verwirklichung von Zielen und Träumen verkörpert.

Freiheit umfasst vieles: Die freie Wahl, das Recht aufs Anderssein und die persönlichen Ansprüche, die uns zustehen. Freiheit reicht bis zur Freiheit, sich nicht alles gefallen zu lassen oder umfasst den Mut, den es manchmal braucht, um Freiheit zu erlangen. Freiheit

ist bunt, kann ziemlich kompliziert sein, wird oft unterdrückt oder kostet einen hohen Preis. Und wir alle sollten sie schätzen, wenn wir sie haben!

Über den Wolken
Muss die Freiheit wohl grenzenlos
sein
Alle Ängste, alle Sorgen
Sagt man
Blieben darunter verborgen
Und dann
Würde was uns groß und wichtig
erscheint
Plötzlich nichtig und klein

In dem Lied „Über den Wolken“ sieht der Sänger Reinhard Mey einem startenden Flugzeug zu und träumt von Freiheit, wobei er sein Leben aus einer anderen Perspektive sieht.

Der Text handelt von dem Wunsch nach Freiheit und der Flucht aus dem Alltag. Der Protagonist beschreibt das Gefühl, in luftigen Höhen zu schweben, wo man die Probleme des Lebens hinter sich lassen kann. Diese Sehnsucht nach einer anderen Perspektive und einem unbeschwertem Leben wird durch die Wolken symbolisiert, die sowohl für Träume als auch für die Sehnsucht nach Leichtigkeit stehen.

„Über den Wolken“ ist eines der bekanntesten Lieder des deutschen Liedermachers. Es gilt als zeitloser Klassiker und berührt viele Menschen mit seiner tiefgründigen Botschaft.

Mit ihren Texten berühren auch die jungen Schreibtalente, die heuer am 33. Junior Bachmann Literaturwettbewerb teilnahmen und deren literarische Beiträge in drei Kategorien von einer fachkundigen Jury bewertet wurden. Die vorliegende Broschüre zeigt das breite Spektrum der Auseinander-

setzung mit dem Thema „Freiheit“. „Glaubst du, du bist zu klein, um große Fragen zu stellen? Dann kriegen die die Großen klein, noch bevor du groß genug bist.“ – heißt es in einem Gedicht von Erich Fried. Die Texte in der Broschüre belegen, große Fragen zu stellen, unterliegt keiner Altersgrenze.

Ein großer Dank an das Organisationsteam, die viele freie Stunden für die Durchführung des Bewerbes eingesetzt haben. Ein Dank an alle, die den Junior Bachmann Literaturwettbewerb unterstützen. Einen Bewerb, der es ermöglicht, sich großen Fragen zu stellen.

Das Schulbibliotheksteam des Ingeborg Bachmann Gymnasiums:

Mag.^a Sarah Ebersberger
Mag.^a Ursula Sagmeister
Mag.^a Christina Thuller-Habernigg



Wir bedanken uns bei folgenden Institutionen, Firmen und Personen für die finanzielle, ideelle und tatkräftige Unterstützung des Junior Bachmann Literaturwettbewerbs 2025



LH Dr. Peter Kaiser | Bildungsdirektorin Mag.^a Isabella Penz | ORF Landesdirektorin Karin Bernhard | Bgm. Christian Scheider | HR Dir. MMMag. Dr. Markus Krainz | Dr. Heinz Bachmann

Alberts Essecke | Abteilung Präsidium der Landeshauptstadt Klagenfurt | BKS Bank | Buchhandlung Heyn | Elternverein des Ingeborg Bachmann Gymnasiums Klagenfurt | Jaques Lemans | Kärntner Buchhandlung | Kelag Kärnten | Kleine Zeitung | Kulturabteilung der Stadt Klagenfurt | Kuss & Kuss Friseure | Mohorjeva Hermagoras Druckerei | Sonnentor Klagenfurt | Stadttheater Klagenfurt | Stadtwerke Klagenfurt | Universität Klagenfurt | Verein der Freunde des Ingeborg Bachmann Gymnasiums | WIFI Kärnten | ZONTA Club Wörthersee

MMag. Thomas Glantschnig | Mag.^a Nina Hammerschlag | Mag.^a Ingrid Huber | Claudia Holzfeind, BEd | Mag. Martin Jordan | Mag.^a Sandra Jung, MA BA | DI Florian Peycha, BSc | Mag.^a Dr.ⁱⁿ Alice Schellander

Jurorinnen und Juroren:

Kategorie I:

Gerhard Fresacher | Mag. Andreas Görgei | Erika Hornbogner | Uschi Loigge | Mag. Wolfgang Ludwig | Mag.^a (FH) Bianca Quendler-Blankenhagen, MA | Mag.^a Estha-Maria Sackl | Assoc. Prof. Mag. Dr. Peter Svetina

Kategorie II:

Katharina Godler, MA | Claudia Mann, MSc, MBA | Sandra Müllauer | Mag.^a Karin Prucha | Dr. Harald Raffer | Sabine Tscharre | Robert Woelfl | Elisabeth Wulz

Kategorie III:

Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Anke Bosse | Mag.^a Barbara Frank | Univ. Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Ulrike Krieg-Holz | Dr. Karsten Krampitz | Mag.^a Isabella Straub | Elias Hirschl | Karin Waldner-Petutschnig

Herzlichen Dank an alle Kolleginnen und Kollegen
des Ingeborg Bachmann Gymnasiums, die den Bewerb tatkräftig unterstützen.

Das Team des Junior Bachmann Literaturwettbewerbs

Gesamtorganisation



Mag. a Ingrid Huber



Mag. Martin Jordan



Mag. a Rosanna Röttl



Mag. a Nina Hammerschlag



Mag. a Dr. in Alice Schellander



DI Florian Peycha, BSc



Mag. a Sandra Jung, MA BA



MMag. Thomas Glantschnig



Claudia Holzfeind, BED





**DIE ENERGIE,
DIE KÄRNTEN
VORANTREIBT**

RÜCKBLICK

32. JUNIOR BACHMANN LITERATURWETTBEWERB 2024

Kategorie I (10- bis 12-Jährige)

Name**Schule**

1. Platz

Lilly Friesnegger

BRG Waidhofen an der Ybbs

2. Platz

Federica Kotz

International School Carinthia

3. Platz

Maya Pfleger-Schauer

Schulverein Kollegium Aloisianum

Kategorie II (13- bis 15-Jährige)

Name**Schule**

1. Platz

Eva Krajninger

Ingeborg Bachmann Gymnasium

2. Platz

Lea-Céline Ambrusch

Peraugymnasium

3. Platz

Erlina Russo

BRG Waidhofen an der Ybbs

Kategorie III (16- bis 19-Jährige)

Name**Schule**

1. Platz

Philip Pecoraro

Sir Karl Popper Schule

2. Platz

Eva Petek

Bischöfliches Gymnasium Augustinum

3. Platz

Sandra Duller

BORG Auer v. Welsbach



Rückblick

32. Junior Bachmann Literaturwettbewerb

2024

Die Preisverleihung des 32. Junior Bachmann Literaturwettbewerbs des Ingeborg Bachmann Gymnasiums Klagenfurt im Juni 2024 war wieder ein voller Erfolg. Im sommerlichen Ambiente des Ingeborg Bachmann Parks im ORF Landesstudio Kärnten wurden insgesamt neun Schüler:innen aus Deutschland und Österreich von einer 21-köpfigen Jury aus dem Kunst-, Kultur- und Medienbereich für ihre originellen Texte zum Thema „Was ich dir schreiben möchte“ ausgezeichnet. Durchs Programm führte wie schon in den letzten Jahren ORF-Moderatorin Sonja Kleindienst und als Juror und Special-Act trat abermals Poetry-Slammer Elias Hirschl auf. Auch das Rahmenprogramm mit Schauspiel- und Musikbeiträgen einiger Schüler:innen und Lehrer:innen des Ingeborg Bachmann Gymnasiums sorgte wieder für ein gelungenes Event. Darüber hinaus gab es dieses Mal einen Live-Einstieg bei Radio Kärnten (ORF) und auch in “Kärnten heute” (ORF) waren wir wieder zu sehen.

Herzlichen Dank an die Jury und Gratulation an alle Teilnehmer:innen!







WWW.TAGGENBRUNN.AT

BURG TAGGENBRUNN, ST. VEIT AN DER GLAN

Spektakuläre Zeitreisen

Die multimediale Ausstellung „Zeiträume“ auf der Burg Taggenbrunn in St. Veit/Glan vermittelt ein faszinierendes Zusammenspiel aus Imagination und Information, Klängen und Licht sowie ernüchternde Fakten über unseren Planeten.



stw.at

STW
Stadtwerke Klagenfurt



**DEIN
STROM.**

Nachhaltig. Lebenswert. Klagenfurt.

Kategorie I

In dieser Kategorie werden die Texte der Schüler:innen der 5. und 6. Schulstufe (10- bis 12-Jährige) bewertet.

Jurorinnen und Juroren:

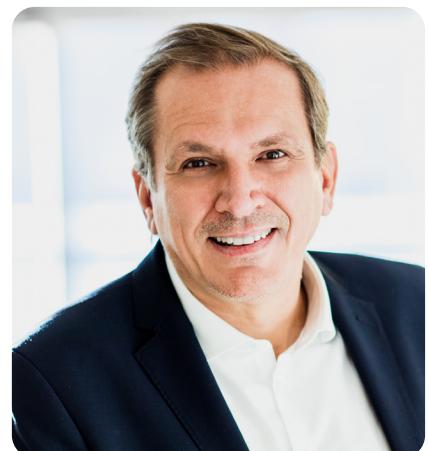
Gerhard Fresacher | Mag. Andreas Görgei | Erika Hornbogner | Uschi Loigge
Mag.^a Estha-Maria Sackl | Assoc. Prof. Mag. Dr. Peter Svetina
Mag.^a (FH) Bianca Quendler-Blankenhagen, MA | Mag. Wolfgang Ludwig



Gerhard Fresacher

Regisseur. Akademie der Bildenden Künste Wien. Aktuelles Projekt:
(into the) Now. Schnittstelle zwischen bildender und darstellender Kunst.
dark-city.at

Nach erfolgtem HTL-Abschluss in Klagenfurt ergaben sich die ersten beruflichen Stationen als Maschinenbautechniker in Offenbach und Ravensburg. Danach folgte das Studium der Betriebswirtschaftslehre in Graz. Nach Tätigkeiten als Unternehmensberater und EDV-Trainer führte der berufliche Werdegang in die damalige Handelskammer Kärnten. Seit 2000 ist Andreas Görgei Leiter des WIFI Kärnten und seit einigen Jahren auch Leiter der Bildungspolitischen Abteilung der Wirtschaftskammer Kärnten.



Mag. Andreas Görgei



Erika Hornbogner

1971 in Klagenfurt/Celovec geboren. Studium in Wien, hat viele Jahre als Buchhändlerin gearbeitet. Projektleiterin und Herausgeberin der Kärntner Literaturzeitschrift FIDIBUS, neue Literatur in Kärnten/Koroška. Erika Hornbogner ist seit 2014 im Wieser Verlag tätig, ab 2016 Geschäftsführerin des Drava und Wieser Verlages und seit 2024 Verlegerin und Inhaberin der beiden Verlage.



Uschi Loigge, geboren 1960, aufgewachsen und ausgebildet in Klagenfurt, Journalistin. Nach dem Eintritt in die Redaktion der Kleinen Zeitung zunächst verantwortlich für die Jugendseite und die Wochenendjournale der Kärnten-Ausgabe, danach Redakteurin in der Kulturredaktion, die sie bis 2016 geleitet hat. Seit 2020 in Pension und seither freie Journalistin.

Uschi Loigge

Estha-Maria Sackl (geb. 6.8. 1991) ist Performance-Künstlerin und Pädagogin. Sie lebt seit 2010 in Graz, wo sie die Lehramtsfächer Biologie und Umweltkunde und Psychologie und Philosophie studierte – geboren wurde sie in Kärnten (aufgewachsen in Steindorf am Ossiachersee).

Seit mehreren Jahren ist sie neben ihrem Beruf als Pädagogin in der Grazer Kleinkunstszene auf verschiedensten Bühnen aktiv und im gesamten deutschsprachigen Raum als Poetry-Slammerin unterwegs.

Als Höhepunkte ihrer künstlerischen Karriere bezeichnet Estha-Maria Sackl die Mitarbeit in der Organisation der österreichischen Poetry Slam-Meisterschaften 2018 in Klagenfurt (Slam if you can Klagenfurt, 25. – 27.10 2018), die Produktion ihres ersten eigenen Theaterstücks im Mai 2018 und die Teilnahme an den deutschsprachigen Meisterschaften im Poetry Slam in Zürich im November 2018. Derzeit schreibt sie außerdem an ihrem ersten Roman.



**Assoc. Prof. Mag. Dr.
Peter Svetina**



Mag. a Estha-Maria Sackl

Peter Svetina, geboren 1970 in Ljubljana. Er studierte Slawistik in Ljubljana und Prag und promovierte über ältere slowenische Lyrik. Seit 2003 ist er als Professor für slowenische und südslawische Literaturen an der Alpen-Adria Universität Klagenfurt tätig. Sein besonderes Interesse in der Forschung gilt der Kinder- und Jugendliteratur. Er schreibt auch für Kinder und übersetzt Lyrik und Kinderliteratur. Zweimal war er unter den Finalisten für den Hans Christian Andersen-Preis.





Nach ihrem Studium „Public Management“ an der Fachhochschule Kärnten war die gebürtige Villacherin elf Jahre in der Medienbranche im In- und Ausland tätig. „Als Teil des Kelag-Teams bin ich in der Abteilung Group Communication für die Bereiche Sponsoring und Kooperationen zuständig. Gemeinsam mit meinem Team verantworte ich im Kelag-Konzern nicht nur Kooperationen, sondern auch diverse Veranstaltungen, Messen und Werbemittel.“

Mag.^a (FH) Bianca Quendler-Blankenhagen, MA

Mag. Wolfgang Ludwig, geboren 1955 in Wien, Studium der Germanistik und Geografie in Wien, Unterrichtstätigkeit am Kollegium Kalksburg in Wien und an diversen Auslandsschulen in Ungarn, Schweden, Türkei und Albanien. In Stockholm Organisation eines Literaturwettbewerbes für Schüler:innen zusammen mit dem Goethe Institut. Fortlaufende Tätigkeit als Journalist (Kulturthemen für deutschsprachige Medien) und als ÖSD - Prüfer.



Mag. Wolfgang Ludwig



Bewertungsübersicht Kategorie I

Platzierung	Name	Schule
1. Platz	Annalena Kanzian	MMS Kötschach Mauthen
2. Platz	Emilie Bollack	Anette-von-Droste-Hülshoff-Gymnasium, Düsseldorf
3. Platz	Andreas Weinberger	Gymnasium Sacré Coeur, Graz
Folgende Texte kamen ebenfalls in die engere Auswahl		
	Anna Heinrich	BG/BRG Seebacher, Graz
	Anna Huber	Franziskanergymanismus, Hall i. Tirol
	Coco Müller	Ingeborg Bachmann Gymnasium, Klagenfurt
	Emil Pilz	BRG Waidhofen an der Ybbs
	Greta Bader	BG/BRG Feldgasse, Wien
	Hannah Mallinger	Ingeborg Bachmann Gymnasium, Klagenfurt
	Helene Koboltschnig	Alpen Adria Gymnasium, Völkermarkt
	Juliette Jalabert	International School Carinthia
	Julius Frick	BG/BRG Feldgasse, Wien
	Marie Los	Anette-von-Droste-Hülshoff-Gymnasium, Düsseldorf
	Runa Wieser	Waldorfschule, Klagenfurt
	Tobias Vogel	Ingeborg Bachmann Gymnasium, Klagenfurt



1. Platz

Annalena Kanzian

MMS Kötschach Mauthen



Annalena Kanzian

Sternzeichen: Wassermann
Schule: Lesen, Schreiben, Zeichnen, Reiten, Musik (Bratsche/Geige spielen), mit Freunden treffen

Ich in 3 Worten:

chaotisch
verständnisvoll
eher ruhig

Lieblingsland: Irland

Lieblingstiere: Koala, Waschbären

Das lese ich gerne: Sowohl einfach geschriebene Kinderbücher wie von Margit Auer, als auch Fantasy und Romance Bücher. Auch tiefgründige Texte lese und schreibe ich sehr gerne.

Wissenswertes über mich: Wenn ich Zeit für mich brauche, bin gerne im Wald unterwegs oder höre Musik. Mir ist der Glaube sehr wichtig. Ich denke, dass im Leben alles so kommt, wie es kommen soll.

Meine eigenen Geschichten erfinde ich schon, seit ich denken kann :)

die Facetten der Freiheit

Ich bin es, die Freiheit. Alle haben schon von mir gehört. Dennoch wissen viele nicht, dass ich existiere. Manchen bin ich wichtig. Manchen wäre ich es gerne, sie sehnen sich nach mir. Aber ihr Alltag lässt mich nicht zu Wort kommen. Erwartungen. Wie oft wird einem gesagt, man soll sein eigenes Leben leben; sich nicht mit anderen vergleichen; seinen eigenen Weg gehen. Es klingt so einfach. Aber ist es das? Möglicherweise. Allerdings möchte man niemanden enttäuschen. Man selbst zu sein erfordert Mut, Stärke, Ausdauer. Aber vor allem eines: sich nach den Sternen zu strecken, immer höher und immer weiter, um schließlich meine Hand zu ergreifen. Gesellschaftliche Muster. Strikt und un durchlässig. Ausnahmen werden nicht gern gesehen. Einfach mal aus dem Gewebe ausbrechen. Ein Traum vieler. Oder auch nicht. Manche genießen ihre Unscheinbarkeit und verstecken sich im Schatten anderer. So sind auch sie glücklich. Vielleicht. Eventuell. Oder auch nicht. Und dann wäre da noch das Wort „nein“. Ein Wort, so klein, so scheinbar unwichtig, und doch so schwer, es über die Lippen zu bringen. Warum? Das weiß ich selbst nicht. Vermutlich, weil die Menschen sich vor ihrer Angst verstecken, der Angst, andere zu enttäuschen. Die Menschen, schon eine seltsame Spezies.

Ich bin es, die Freiheit. Oft beobachte ich ein sechzehnjähriges Mädchen, die Älteste der vier Geschwister. Sie fesselt sich an ihre Verpflichtungen und sperrt sich selbst in einen unsichtbaren Käfig. Wenn sie nachts aus ihren Träumen schreckt, spielt sie eine klitzekleine Sekunde lang mit dem Gedanken, ihre Gitterstäbe zu durchbrechen und meinem Ruf zu folgen. Dennoch bringt sie es

nicht übers Herz. Ihre Familie ist ihr viel zu wichtig. Schweißgebadet lässt sie sich wieder in ihr staubiges Kissen zurückfallen.

Ich bin es, die Freiheit. Ein dreizehnjähriges Mädchen steht im lichten Wohnzimmer einer malerischen Villa. Ihr gegenüber, eine perfekt gestylte Frau, ihre Mutter. Ihre schneidende Stimme lässt sie zusammenzucken. Sie wird aufgefordert, ihre schwarzen Baggio-Klamotten abzulegen, die sie sich mit ihrem über die Jahre gespartem Geld gekauft hat. Doch sie spürt einen inneren ungewohnten Widerstand. Endlich ist sie glücklich. Lang genug hat sie es allen recht machen wollen. Dreizehn Jahre und vier Monate. Damit ist jetzt Schluss. Energisch streicht sie ihre meerblaue Strähne hinters Ohr. Tapfer schaut sie auf und blickt ihrer Mutter direkt in die Augen, senkt jedoch sofort wieder den Blick. Plötzlich, ohne Vorwarnung, formt sich in ihren Gedanken das Wort Nein. Die Wut überkommt sie. Erneut schaut sie auf, die Hände zu Fäusten geballt. „Nein.“ Dann rennt sie weg. Ich bin stolz auf sie.

Ich bin es, die Freiheit. Ein zwölfjähriges Mädchen blättert im Tagebuch ihres Großvaters, ein paar Seiten sind bereits herausgerissen. Sie liest diese Zeilen. Immer und immer wieder. Die Worte, sie prägen sich in ihren Kopf. Widerstand ist zwecklos, sie lassen sie nicht mehr los. Seufzend streicht sie über die handgeschriebenen, vergilbten Seiten. Genau noch erinnere ich mich an den Tag, als ihr Großvater seinen Fuß über die Grenze der DDR setzte. Ein Hochgefühl, ein Triumph. In diesem Moment fühlte er mich stärker denn je in seiner Brust. Ich war da und ich trug ihn hinüber. Er lachte. Es kam aus seinem tiefsten Inneren. Sein Lachen klang über die Jahre rau und einge-

rostet, egal. Es war die glücklichste Minute seines Lebens. Doch dann Blaulicht, Geschrei. Ein Rangeln, ein Kampf. Ein Verlierer. Er wurde abgeführt. Doch allein für diese 73 Sekunden der Freiheit hatte es sich gelohnt. Er war glücklich.

Ich bin es, die Freiheit. Ein fünfzehnjähriges Mädchen liegt im fahlen Mondlicht auf der Erde. In ihren Tränen spiegeln sich die Sterne. Morgen soll sie verheiratet werden. Mit einem Mann. Sie kennt ihn nicht. Sie weiß nichts über ihn. Aber sie mag seinen unangenehm beißenden Geruch nicht. Ein Raucher. Sie hasst ihn. Sie fühlt sich hintergangen, wütend, einsam. So gerne möchte sie schreien. Doch das würde auch nichts ändern. Wieder wird das Mädchen von einem Schluchzen geschüttelt. Sie hatte Pläne gehabt, wollte studieren, Tierärztin werden, sie wollte ihre wahre Liebe finden. Vielleicht hat sie sie schon gefunden. Sie hatte ihn geküsst. Und so plötzlich zerbrach ihr Leben in tausend Teile. Jetzt liegt sie im Scherbenhaufen ihrer Träume, die Knie zum Körper gezogen, und spürt, wie ihre salzigen Tränen über die Wangen auf den ausgedörrten Boden tropfen und ihn langsam, aber sicher durchnässen. Sechsunddreißig Stunden später wächst an dieser Stelle ein zartlila Vergissmeinnicht.

Ich bin es, die Freiheit. Manchmal komme ich an einem Haus vorbei. Dort sitzt ein vierzehnjähriger Junge. Vielleicht ist es auch ein Mädchen. Der Raum ist mit LEDs ausgeleuchtet, blau und grell. Die Mutter kommt herein und bittet, den Geschirrspüler auszuräumen. Ein einfaches „Später“ ist die Antwort. „Bling“ Eine WhatsApp-Nachricht. Sie schaut aufs Display, ihr Freund. Sie lächelt, sendet ein rotes Herz zurück. Glücklich sinkt sie in ihren Schreibtischstuhl zurück und taucht erneut in ihrer

virtuellen Welt unter. Die Vorstellungen sind groß. Sie bittet und bekommt; sie entscheidet selbst, was sie tun oder lassen möchte. Sie weiß nicht, dass es auch die andere Seite gibt. Ihr ist nicht bewusst, dass ich anwesend bin.

Ich bin es, die Freiheit. Eine zwei- und zwanzigjährige Frau hält ein vierjähriges Mädchen in den Armen. Sie streicht ihr sanft über das verfilzte Haar. Sie atmet den Geruch von Dreck, Müll und Gewürzen ein und lächelt. Sie schenkt dem Mädchen Geborgenheit, Liebe. So etwas hat die Kleine selten erlebt. Das weiß die Frau. Ihr ist dieses Gefühl nur allzu bekannt. Sie spürt die skeptischen Blicke der Großmutter im Nacken, es ist nicht wichtig. Sie hat dem Mädchen eine neue Welt eröffnet. Sie selbst hat schon so viel Leid und Gewalt erlebt. Warum ausgerechnet sie? Warum ist alles so ungerecht? Doch genau das hat sie auch geprägt. Sie ist zu einer starken und selbstbewussten Frau herangewachsen. Heute kämpft sie dagegen, verbreitet mich in der Welt. Warum ist das Schicksal so ungerecht? Warum bin ich, die Freiheit, so ungerecht in der Welt verteilt? Man weiß es nicht. Aber man kann es verändern. Man kann die Welt verändern, wenn es aus dem Herzen kommt. Werde zu einem Falken und flieg! Über den Wolken. Ein unbeschreibliches Gefühl. Der Horizont ist nicht das Ende! Du kannst nicht immer allen gefallen. Eine Sache der Unmöglichkeit. Sei doch einfach du selbst! Was bringt es zu leben, wenn man nicht glücklich ist? Hab den Mut, ergreif meine Hand und lass deine Träume Realität werden.



Dieser Text ist mir am meisten in Erinnerung geblieben. Aus der Sicht der Freiheit heraus zu schreiben, die nach Menschen ruft, empfinde ich als hochgradig kreativ. Eine tiefe, politische Botschaft ist subtil im Text eingeflochten. Auf diese Idee wäre ich selbst nicht gekommen, großartig!

Estha Sackl, Jury

Ein interessant aufgebauter Text mit einigen außergewöhnlich schönen Einfällen.

Peter Svetina, Jury



2. Platz
Emilie Bollack
Anette-von-Droste-Hülshoff
Gymnasium, Düsseldorf



Emilie Bollack

Freiheit

Es war still. Zu still.

Die Straßen leer, als hätte jemand die Stadt ausradiert. Kein hupendes Auto, kein Klappern von Schritten auf dem Pflaster. Sogar der Wind, der sonst Zeitungen über den Marktplatz jagte, schien heute stillzustehen. Die Welt wirkte wie angehalten — eingefroren in einem Moment zwischen Vergangenheit und Zukunft.

Ich ging langsam die Straße entlang, ohne Ziel. Früher hätte ich das vielleicht „Spazierengehen“ genannt, aber heute fühlte es sich mehr wie Ruhe an. Ich war frei. Endlich frei.

Keine Verpflichtungen mehr, keine Schule, niemand, der mir sagte, was ich tun sollte. Der Traum, den ich mir immer ausgemalt hatte, war wahr geworden. Ich konnte schlafen, wann ich wollte, essen, wenn ich Hunger hatte, einfach leben — ohne Regeln.

Am Anfang war es super. Die Freiheit schmeckte süß, wie der ers-

te Bissen von etwas Verbotenem. Ich schließt bis mittags, kochte mir Frühstück, das ich auch als Abendessen hätte bezeichnen können, und lief durch die Stadt. Ich genoss es, dass niemand etwas von mir wollte. Die Leere des Tages füllte sich mit kleinen Beschäftigungen: einem guten Buch, einem planlosen Spaziergang, einer heißen Schokolade allein am Fenster.

Aber irgendwann — und ich weiß nicht mal, wann genau — begann die Süße bitter zu werden. Die Tage verschwammen, verloren ihre Bedeutung. Ob Montag war oder Freitag, spielte keine Rolle mehr. Es war alles dasselbe: ein endloses, bedeutungsloses Jetzt.

Ich dachte an früher. An die Tage, an denen ich mich über Hausaufgaben beschwert hatte, über den ständigen Druck, immer schneller und besser zu arbeiten. „Wenn ich nur mal meine Ruhe hätte“, hatte ich oft gesagt. Jetzt hatte ich sie — und merkte, wie sehr ich das Leben darin vermisste.

Die Gespräche fehlten mir. Früher hatte ich die unnötigen Floskeln gehasst. „Wie geht's?“ — „Gut, und dir?“ Doch jetzt sehnte ich mich danach, auch wenn es nur leere Worte gewesen wären. Ich wollte einfach wieder eine Stimme hören, die zu mir sprach.

Ich blieb stehen, als ich den verlassenen Marktplatz erreichte. Die Stühle der Cafés standen noch da, wie verlassene Erinnerungen an eine Zeit, in der Menschen zusammenkamen. Der Geruch von frischem Kaffee, das Lachen fremder Stimmen — all das war weg. Nur der Wind blieb, der einsam durch die Straße zog.

Eine alte Zeitungsseite wirbelte vor meinen Füßen über das Pflaster. Ich

Steckbrief

Name: Emilie Bollack Kirazkaya

Geburtsdatum: 13.02.2012

Herkunft: Pariserin (Französin)

Wohnort: Düsseldorf

Klasse: 8.Klasse, Annette-von-Droste-Hülshoff Gymnasium

Lieblingsfächer: Französisch und Chemie

Sportarten: Tennis, Reiten, Rhythmische Sportgymnastik (Früher: Schwimmen)

Hobbys: Klavier, Nähen, Lesen, Schreiben, Zeit mit Freunden verbringen, Videos editieren und Musik hören

Lieblingsbuch: Iron Flame

Eigenschaften: humorvoll, gelassen, aufmerksam, kreativ

beobachtete sie, wie sie vom Wind hin und her getrieben wurde. Früher hätte ich nicht einmal hingeschaut. Aber heute bückte ich mich und hob sie auf. Einfach so.

Warum eigentlich? Vielleicht, weil ich wieder etwas tun wollte. Vielleicht, weil mir diese kleine, einfache Handlung mehr Sinn gab, als ich zugeben wollte.

Ich drehte das Papier zwischen meinen Fingern. Es war nur ein zerknittertes Stück Müll, das niemand vermisste. Aber in meiner Hand fühlte es sich an, als könnte es mir etwas beibringen. Freiheit, dachte ich, ist nicht einfach das Fehlen von Re-

geln oder Verpflichtungen. Es ist auch nicht nur das Recht, alles zu tun, was man will. Freiheit ist die Entscheidung, sich für etwas einzusetzen. Verantwortung zu übernehmen — nicht, weil man muss, sondern weil man es will.

Ich erinnerte mich an eine Zeit, in der ich das nicht verstanden hatte. Damals war Freiheit für mich das Ziel gewesen, das ich um jeden Preis erreichen wollte. Ich dachte, wenn ich nur alle Zwänge abstreifen könnte, wäre ich endlich glücklich. Doch niemand hatte mir gesagt, dass Freiheit ohne Richtung nichts als Leere verursachte.

Vielleicht bestand wahre Freiheit nicht darin, alleine und grenzenlos zu sein, sondern darin, bewusst zu wählen, was einen bindet. Menschen, Aufgaben, Werte. Ich hatte geglaubt, Freiheit würde mich befreien. Doch sie hatte mich nur abgeschnitten, weil ich vergessen hatte, dass auch Verbundenheit einen Wert hat.

Ich steckte das Papier in meine Jackentasche und richte mich auf. Der Wind blies mir ins Gesicht, kühl und fordernd. Freiheit war nicht das Ziel, erkante ich. Freiheit war der Raum, in dem ich entscheiden konnte, was mir wirklich wichtig war. Die Freiheit zu sagen: „Ich will das tun“, und es dann auch zu tun. Freiheit bedeutete nicht, ohne alles zu sein, sondern etwas zu haben, für das es sich zu leben lohnte.

Ich atmete tief durch und setzte mich in Bewegung. Schritt für Schritt. Nicht, weil ich musste — sondern weil ich mich entschieden hatte, weiterzugehen.

3. Platz

Andreas Weinberger

Gymnasium Sacré Coeur Graz



Andreas Weinberger

Ein weiter Weg zur Freiheit

Ich war ein normales Gepardenkind und lebte mit meiner Mutter und meinen vier Geschwistern in der Steppe Afrikas. Wir waren eine glückliche Familie, bis eines Tages, als wir uns gerade schlafenlegen wollten, ein Auto angebraust kam. Meine Mutter erhob sich um nachzusehen was los war. Mehrere Männer sprangen aus dem Jeep und warfen sich auf sie. Unsere Mutter versuchte sich nach Leibeskäften zu wehren, aber es war vergeblich. Die Menschen zerrten sie in ihren Wagen und fuhren mit unserer Mutter davon. Ich und meine Geschwister blieben zurück. Wir waren noch sehr jung, gerade einmal vier Wochen alt, und wir wussten nicht was wir tun sollten. Wir hatten große Angst, aber irgendwie überstanden wir die Nacht. Als endlich der Morgen graute, schrie meine älteste Schwester aufeinmal: „Da hinten kommt schon wieder ein Auto! Jetzt werden sie uns auch holen!“ Sie hatte recht. Das Schicksal nahm seinen Lauf. Dieselben Männer fingen uns nacheinander ein und steckten uns zusammen in einen engen Käfig. Dann legte einer von ihnen noch ein stinkendes

Tuch über die Gitterstäbe, so dass wir nichts mehr sehen konnten. Als das Tuch endlich wieder weggezogen wurde, befanden wir uns in einem dunklen, kahlen Raum. Trotz der Düsternis bemerkten wir sofort, dass einige Meter entfernt auch der Käfig mit unserer Mutter stand, aber wir konnten uns nicht berühren. Mehrere Wochen vergingen in denen immer wieder Fremde kamen, die uns eingehend betrachteten und dann mit unseren Entführern über Preise verhandelten. Danach gingen die fremden Menschen immer wieder. Doch das sollte sich ändern. Eines Tages kam ein Mann, der sich mit den Entführern einigen konnte. Er kaufte uns und unsere Mutter für viel Geld. Zuerst dachten wir, auch er wolle uns weiter einsperren, aber er fuhr mit uns auf eine weitläufige Farm. Dort gab es außer uns noch viele weitere Tiere aus den Steppen Afrikas, die in Gehegen lebten. Sie waren zwar auch nicht frei, doch ihre Umgebung war naturnah und großzügig gestaltet. Fürsorgliche, freundliche Menschen kümmerten sich um sie. Auch wir bekamen einen Platz in dieser Gemeinschaft. Wieder vereint mit unserer Mutter lebten wir dort ein angenehmes Leben. Manchmal allerdings bemerkte ich, dass unsere Mutter mit traurigem Blick am Zaun stand und in die Ferne blickte. Wenn ich sie fragte, was denn fehle, seufzte sie meist nur und leckte mir liebevoll über das Fell. Die Menschen kümmerten sich gut um uns, hielten aber immer auch einen gewissen Abstand zu uns. Mittlerweile waren wir größer geworden und hatten gelernt, wie man jagt. Eines Tages kamen die Menschen allerdings, fingen uns ein und steckten uns abermals in enge Kisten. Wir waren verwirrt und konnten es nicht glauben, dass diese Leute, die uns so gut behandelt hatten, nun doch so gemein zu uns waren. Sie



verluden uns auf Autos und fuhren mit uns davon. Es war wieder genau wie damals und wir verspürten dieselbe Angst und Verzweiflung. Nach einer Ewigkeit in dieser Kiste blieb das Fahrzeug stehen und man hob uns herunter. Durch die Ritzen rochen wir einen Duft, der in mir eine wage Erinnerung weckte. Die Klappe der Kiste wurde geöffnet und mir bot sich ein Ausblick ohne Häuser und Zäune.

Ich wusste nicht, was ich tun sollte und so sah ich meine Mutter an. In ihrem Gesicht ging die Sonne auf. Ihre Augen leuchteten, ihre Ohren waren nach vorne gerichtet und dann sagte sie zu uns Kindern: „Kommt, wir gehen in die Freiheit!“



Eine Tiergeschichte, die den Handel mit Wildtieren thematisiert und nach mehreren Wendungen in der Schlusszene ihren Höhepunkt findet.

Peter Svetina, Jury

„Ein weiter Weg zur Freiheit“

Ein thematisch sehr passende Geschichte. Die Schilderung, wie sich Freiheit die wieder erlangte Freiheit für die Gepardenmutter äußert, ist sehr gelungen.

Eine Gliederung des Textes durch Absätze würde die Lesbarkeit und die optische Erscheinung erleichtern.

Wolfgang Ludwig, Jury

Name: Andreas Weinberger
Geburtstag: 04.12.2013

Schule:
Gymnasium Sacré Coeur Graz (1c)

Hobbies: Lesen
Fußball spielen
Skifahren
Freiwillige Feuerwehr

Lieblingstier: Gepard
Lieblingsfarbe: Petrol



Anna Heinrich
BG/BRG Seebacher, Graz

Frei wie ein Vogel

Ich träumte von Freiheit. Ich spürte wie warme Luft mich umschloss. Ich spürte, wie ich lautlos mit meinem Schwarm über den Himmel zog. Für einen Moment war ich durch und durch von dem berauschenenden Gefühl der Freiheit in mir erfüllt. Dann wachte ich auf.

Sehnsüchtig starre ich durch die engen Gitterstäbe meines Käfigs aus dem kleinen Fenster vor mir. Draußen, außerhalb der Zoohandlung flogen wilde, freie Vögel durch die Luft und sahen trotz der Tatsache, dass jeder Tag ein Kampf ums Überleben war, unendlich glücklich und zufrieden aus. „Wie schön wäre es jetzt, einer von ihnen zu sein“ dachte ich. „Nachts unter den Sternen schlafen und tagsüber mit meinen Artgenossen als farbenfrohe Wolke über den Himmel wandern.“ In diesem Moment kam einer der Angestellten herein und streute eine Hand voll Körnerfutter in den Käfig. Es schmeckte nicht viel anders als der Staub, den es hier wirklich zur Genüge gab. „Was würde ich jetzt nur dafür tun einer von ihnen zu sein?“, überlegte ich. Die Erinnerung trug mich zurück in meine Kindheit, um genauer zu sein an den Tag, an dem mein altes Leben in Stücke gebrochen war.

Sie hatte mir gesagt, ich sollte in der Höhle bleiben. Sie hatte mir gesagt, dass sie mich liebte. Und jetzt war sie tot und alle anderen auch.

Es war ein herrlicher Tag im Sommer und ich – ein kleines Küken – saß in meiner gemütlichen, kleinen Baumhöhle und blinzelte in das grelle Licht des Sonnenaufgangs. Auf einmal stieg mir ein köstlicher Duft in die Nase und

ich – in dem Glauben, dass die Welt mein Spielplatz sei – folgte ihm bis zu einer duftenden Frucht, die einfach so am Boden lag. Ich wollte gerade genussvoll in die reife Mango beißen, da landete auf einmal ein schweres engmaschiges Netz auf mir und drückte mich zu Boden. Eine raue Stimme brüllte: „Ha! Jetzt hab ich dich!“ Ich geriet in Panik und piepste und schrie, aber niemand schien mich zu hören. Plötzlich fuhr ein roter Blitz auf das Geschehen herab und begann mit Schnabel und Klauen an dem Netz zu zerren. Für eine Sekunde trafen sich der Blick meiner Mutter und Meiner. Mich hatte sie befreien können, doch sie selbst hatte sich hoffnungslos verheddert. Auf einmal packte mich von hinten eine Hand, so fest, dass ich ohnmächtig wurde, als ich wieder aufwachte, war ich in dem Käfig.

Es dauerte etwas, bis ich begriff, was geschehen war. Aber dann verstand ich; wie viele Aras war ich von illegalen Tierhändlern gefangen und in einen viel zu kleinen Käfig gesteckt worden. Die ersten Tage war ich vollkommen hysterisch, es kam mir immer noch so surreal vor was passiert war, doch dann begann ich mich mit den anderen Tieren zu unterhalten.

Da gab es ein Aquarium voller winziger Fische deren einziger Gedanke „Blub, Blub“ war. Und eine Qualle die in einem Glas gehalten wurde, das kaum größer als sie selbst war, sie meinte, sie wisse nicht was ich so toll daran gefunden hatte frei zu sein und das es sich hier doch vorzüglich lebte, mit so viel Futter wie man wollte, gratis W-LAN und ganz ohne Raubtiere. Doch die Qualle war nie richtig frei gewesen, sie hatte noch nie den Wind unter den Flügeln gespürt und war nie Teil eines Schwarms gewesen. Zu Anfang dachte ich die Qualle hätte

einfach nur Schleim im Kopf doch im Laufe der Zeit fragte ich mich ob es nicht vielleicht sogar besser ist, dumm, schleimig aber glücklich zu sein und nicht so wie ich unglücklich und unfrei. Mir ging auf, dass das die zentrale Frage war, und sie sollte mich bis an mein Lebensende verfolgen. In den nächsten Jahren passierte nicht viel: ich unternahm einige Fluchtversuche, die alle kläglich scheiterten, ich versuchte sogar mich als sprechender Papagei auszugeben, um so die Freiheit zu erlangen aber nichts funktionierte. Eines Morgens, als ich die Hoffnung schon fast aufgegeben hatte, kam wie jeden Tag der Besitzer des Zooladens zu mir, um mir mein Futter zu bringen doch er wirkte zerstreut und vergaß, als er fertig war, die Käfig Tür wieder zu schließen. Träne blickte ich hoch und musterte die kleine Öffnung zwischen den Gitterstäben einen Moment lang – dann stürzte los. Zuerst war ich noch etwas unsicher in der Luft, doch dann überließ ich meinen Instinkten die Führung und flatterte über den morgendlichen Himmel. Als ich sicher war das mich Niemand verfolgte, ließ ich mich auf einem Ast nieder und sah mir den Sonnenaufgang an.

Jetzt war ich endlich frei und als freier Vogel schloss ich das letzte Mal die Augen und flog in einen unendlichen Sonnenaufgang.



Anna Huber
Franziskanergymanismus,
Hall i. Tirol

Gefangen

Dieser Idiot. Irgendwie kommt mir dieses Schimpfwort nicht ganz angemessen dafür vor, wie schlimm er ist. Das ist kein einfacher Streich mehr. Ich werde aus dieser Gartengeräte-Kiste wirklich nicht mehr hinauskommen! Nein, stopp! Ich muss hier raus. Schließlich gibt es keinerlei Schlitz für frische Luft. Ich versuche, tief zu atmen und ruhig zu bleiben. Wo ist der Ausgang, wo? Ich taste die Wände ab, erst ruhig, dann immer hektischer. Fahrig untersuche ich Spalten und Ritze, aber nichts. Es fällt mir schwer zu atmen, ich stoße immer hektischer Luft aus. Schneller. Ich muss schneller sein. Ich kann mich kaum umdrehen. Es ist heiß. Es ist kalt. Wo ist oben? Wo unten? Ich taste. Trete mit den Füßen. Keuche. Schreie. Meine Lippen sind rissig. Meine Fingernägel brechen, als ich mich festkralle. Ich stoße Flüche aus. Kurz möchte ich aufgeben, lasse die Hände sinken, aber mein Wille ist stärker. Ich schlage und schlage. Um mich herum bloß Dunkelheit. Ich kneife die Augen zusammen. Dann höre ich plötzlich etwas. Fühle mehr Platz als gerade noch. Und dann kommt das Licht, das so gleißend hell ist, dass ich glaube, meine Augen verbrennen. Ich kann mich aufrichten. Meine Augen fühlen sich schwer und verklebt an, aber ich schaffe es, sie aufzumachen. Licht umhüllt mich, und ich erkenne die Welt, wie sie vorher war. Ein leichter Duft nach Blumen umhüllt mich. So riecht Freiheit.

Coco Müller
IBG Klagenfurt

Freiheiten

Ich habe mir Gedanken gemacht, was andere Menschen unter Freiheit verstehen. Dafür habe ich Verwandte befragt, wann und wo sie sich frei fühlen.

Interviewpartnerin 1: Olga (meine Urgroßmutter, 87 Jahre, an Demenz erkrankt, Pflegeheim Treffen):

Ich: Großi, was bedeutet für dich Freiheit?

Großi: Nie, Nie.

Ich: Wann hast du dich einmal frei gefühlt?

Großi: In jungen Jahren

Ich: Kannst du eine Situationsnennung?

Großi: Als ich 2 bis 3 Jahre alt war.

Ich: Aber als erwachsene Frau nie?

Großi: Nein.

Ich: Auch nicht, als du noch gesund warst?

Großi: Nein.

Ich: Immer unfrei?

Großi: Immer unfrei. (Sie legt die Hände wie zum Fesseln zusammen)

Interviewpartnerin 2: Maximilia (meine Cousine, 8 Jahre)

Ich: Was ist für dich Freiheit?

Maxi: Freiheit ist für mich, wenn ich meine Schwester nerven und wenn sie weg ist und ich keine Hauer mehr bekomme, wenn ich ihr Zimmer betrete. Auch wenn ich fernsehen darf.

Interviewpartnerin 3: Franziska (meine Cousine, 11 Jahre)

Ich: Was ist für dich Freiheit?

Franziska Müller: Vieles. Ein Leben ohne Schule.

Interviewpartnerin 4: Jutta (meine Tante, 37 Jahre)

Ich: Was ist für dich Freiheit?

Tante: Freiheit ist für mich, wenn ich auf einem Berg bin und die Sonne scheint auf meine Nase und ich schaue nach unten und es ist

alles wunderschön.

Interviewpartner 5: Karlheinz (mein Onkel, 46 Jahre)

Ich: Was ist für dich Freiheit?

Karli: Im Sommer beim Weissensee zu liegen.

Interviewpartnerin 6: Maria (meine Großmutter, 72 Jahre)
Ich: Wann fühlst du dich frei?
Maria: Wann ich mich frei fühle? Wenn ich mit meiner Gitarre ein Lied spiele, und das funktioniert nach hundert Mal üben richtig gut! Dann fühle ich mich frei.

Interviewpartnerin 7: Ulrike (meine Großmutter, 65 Jahre)

Ich: Wann fühlst du dich frei?
Oma: Ach, weiß ich nicht. Im Urlaub fühle ich mich frei.

Ich: Noch irgendwo?
Oma: Beim Spazieren fühle ich mich auch frei. Oder in der Alm, da fühle ich mich auch frei.

Was ist für mich Freiheit?

Ich habe herausgefunden, dass es viele Wahrnehmungen von Freiheit gibt.

Ich habe Glück. Ich lebe in einer anderen Zeit als meine Urgroßmutter. Sie durfte nie das Gefühl von Freiheit spüren. Aber auch meine Mutter hat mir erzählt, dass es früher viel weniger Freiheit in der Kindheit gab. Ich darf am Vormittag in die Schule gehen und am Nachmittag kann ich spielen oder muss Hausübung machen. Auch Texte zu schreiben oder zu lesen ist für mich Freiheit. Wir leben in einer Demokratie und dürfen in der Schule anziehen, was wir wollen. Ich habe herausgefunden, dass Freiheit ein Thema ist, mit dem ich mich ewig lange beschäftigen kann.

Ich bin zu dem Schluss gekommen, dass...

... Freiheit etwas ist, das man meistens nur wahrnimmt, wenn man es nicht hat.



Emil Pilz
BRG Waidhofen an der Ybbs

Das Kind in mir

Stell dir vor, du bist der Chef von deinem eigenen Leben. Du kannst entscheiden, ob du heute Schokolade zum Frühstück isst oder doch lieber eine Pizza. Niemand sagt dir, dass du um 6 Uhr bereits aufstehen musst, du darfst einfach weiterschlafen, bis es für dich reicht – es sei denn, du musst schon um 7.25 Uhr in der Schule sitzen, aber das könnte man ja dann auch ändern, oder?

Es gibt keinen, der dir vorschreibt, was du anziehen sollst. Du kannst wie ein Superheld in deinem Lieblings-T-Shirt herumlaufen oder dich so bequem anziehen, als würdest du auf eine Pyjamaparty gehen. Das Beste daran? Niemand schaut dich schräg an - außer vielleicht deine Eltern, aber das liegt sowieso an ihrem Geschmack.

Außerdem kannst du mit deinen Freunden jederzeit tun, was du willst. Ihr könnt stundenlang PS4 spielen oder in der Nacht einen Freund besuchen – und keiner sagt euch, dass es „zu spät“ oder „zu gefährlich“ ist. Du bist der Boss, und dein Leben ist wie ein Spiel, in dem du die Regeln machst - okay, außer bei Mathehausaufgaben, aber das ist wirklich kein Spaß.

Und wenn du mal Mist baust? Kein Problem! Du darfst Fehler machen und daraus lernen, ohne dass es zu einem Shitstorm kommt. Du bist die Hauptfigur in deinem eigenen Abenteuerspiel, und du kannst die Schwierigkeit selbst wählen, die nächste Runde starten oder einfach noch ein bisschen schlafen.

Das ist der wahre Luxus: Du darfst alles entscheiden, ohne ständig jemanden fragen zu

müssen. Du bist wie ein Superheld – nur ohne das Cape, es sei denn, du ziehst eins an.

Aber wenn man immer alles machen kann und keine Regeln hat, dann wird man planlos. Klar, am Anfang denkt man: „Juhu, ich darf machen, was ich will!“, aber dann wird es irgendwie schwierig. Du stehst da, guckst in die Luft und überlegst: „Hm, was soll ich jetzt eigentlich machen?“ Und plötzlich ist es nicht mehr so cool, wenn du zu viel entscheiden kannst.

Es ist ein bisschen wie beim Kochen: Wenn du keine Anleitung hast, schmeckt das Gericht irgendwann komisch. Also vielleicht sollte man sich eher eine Mischung aus „Mach doch mal!“ und „Hier ist das Rezept!“ wünschen.

Meine Mutter arbeitet in der Sonderschule und daher kenne ich Kinder in meinem Alter, die keine Regeln kennen. In manchen Familien kümmert sich keiner um sie. Denen geht es nicht wirklich gut damit. Manche Grenzen sind also doch in Ordnung, wenn man den

Rest frei gestalten kann. Deswegen hoffe ich, dass ich die Zeit als Kind noch gut ausnutzen kann und ein Leben lang ein Teil von mir Kind sein wird.

Greta Bader
BG/BRG Feldgasse, Wien

Freiheit

Es war einmal ein Fuchs namens Fray der schon viele Jahre bei dem gruseligen Mann des Dorfes gefangen gehalten wurde. Alle suchten Fray, doch beim gruseligen Mann sahen sie nicht nach. Sie hatten Angst vor dem

Mann. Fray der Fuchs war traurig, dass er gefangen war und ihn niemand rettete. Jeden Tag bekam er nur eine winzig kleine Mahlzeit. Der Fuchs magerte stark ab. Er wusste nicht, wie man denkt, nicht wie man Menschen aufmuntert und auch nicht wie man höflich ist. Wie denn auch, er wurde nämlich schon, als er ganz klein war, gefangen genommen. Ungebildet lebte Fray sein trostloses Leben weiter.

Immer mehr Erinnerungen gingen verloren und langsam erinnerte er sich nicht mal daran, dass er eine Familie hatte. Aber eins wusste Fray, es lag nicht an ihm, sondern an dem gruseligen Mann. Ihm war langweilig und auf einmal schloss er seine Augen und fiel in seinen Gedanken in ein wunderschönes Dorf. Dort sah er eine Fuchsfrau, einen Fuchsmann und ein kleines Fuchsmädchen. Zu diesen Füchsen fühlte er eine tiefe Verbundenheit und kurz bevor die letzte Erinnerung fiel, holte er sich seine Familie in Form von Gefühlen wieder zurück. Fray wachte auf und wusste, dass er in seinen Gedanken immer wieder dorthin zurückkehren konnte.

Er aß seine kleine Mahlzeit und dachte nach, ...

Der gruselige Mann lebte ein sehr bescheidenes Leben mit wenig Geld. Er brauchte anscheinend nicht viel. Fray legte sich ins Bett und fiel wieder in seine Traumwelt. In diesem Traum lernt er seine Familie kennen, seine Mutter zeigte ihm bedingungslos zu lieben. Er verstand, dass man, auch wenn man gefangen ist, trotzdem innerlich frei sein kann.

Plötzlich wachte Fray auf und überlegte, warum der gruselige Mann eigentlich immer allein war. Ob er etwa nicht auch traurig ist und:



wo ist eigentlich seine Familie?

Der Fuchs wollte dem alten Mann Fragen stellen. Eines Tages gab er sich einen Ruck und ging zu ihm. Fray zögerte nochmal, aber dann packte ihn die Neugier und fragte einfach: „willst du heute mit mir essen, einmal nicht allein?“ Der Mann überlegte kurz, aber sagte verwirrt „Ja“.

Als es essen gab unterhielten sie sich und Fray fand heraus, dass der Mann seine Familie verlor, zum Außenseiter wurde und sich immer mehr zurückzog. Die Menschen nannten ihn eines Tages „der gruselige Mann“, weil er kleine Tierkinder gefangen hielt. Aber er hatte die Tiere gefangen genommen, um eine Familie zu haben. Konnte aber seit er seine Familie verlor keinem seine Liebe zeigen. Aber alle Kinder, die er je festnahm, liebte er wie sein eigenes Kind. Fray sah ihn jetzt mit ganz anderen Augen und nannte ihn ab den Zeitpunkt „der liebevolle Mann“. Der Fuchs sagte „du bist sehr toll und großartig“. Der liebevolle Mann antwortete erfreut „Danke, dass du mir so aufmerksam zugehört hast“.

Dich festzuhalten war falsch, ich schenke dir dafür deine Freiheit. Fray wollte nicht gehen, er wollte bei dem Mann bleiben. Deswegen fragte er: „Darf ich deine Familie sein und bei dir bleiben“?

Der Mann fragte: „Warum, ich habe dich gefangen genommen und du hast irgendwo da draußen eine sehr großartige Familie“? Aber der Fuchs erklärte ihm, dass er seine Familie in seinen Gedanken haben kann. Das habe ich in der Gefangenschaft gelernt. Auch wenn man außerhalb gefangen ist, kann man innerlich frei sein, fuhr er fort.

Mit Tränen in den Augen ge-

stand der Mann: „Fray du bist das erste Lebewesen seit ich meine Eltern verloren habe, wofür ich wieder Gefühle fühlen kann. Ich danke dir dafür, und will sehr gerne deine Familie sein.

Und seitdem lebten sie zusammen glücklich bis ans Ende ihrer Tage.

Ende

Hannah Mallinger
IBG Klagenfurt

Als ein Keks die Welt bereiste

An einem Freitag morgen herrschte in einer Backstube in Österreich Hochbetrieb, denn es war Weihnachtszeit, und wie jeder weiß, es müssen viele Kekse her. So auch in dieser Bäckerei, die neben Keksen auch Kuchen und Torten verkauft. Es war Freitag und jeder freute sich schon auf's Wochenende, jedoch musste die Arbeit gemacht werden. In dieser Bäckerei wurden Vanillekipferl, Linzer Augen und Linzer Kipferl gemacht. Alle Kekse einer Sorte sahen gleich aus, jedoch gab es an diesem Tag von jeder der drei Sorten einen Keks, welcher anders aussah als die anderen seiner Sorte. Diese drei Kekse wurden zusammen in eine Mülltonne geworfen, damit die Müllabfuhr sie mitnehmen konnte. Doch die drei wollten ihr Schicksal nicht so hinnehmen und beschlossen, die große, weite Welt zu bereisen. So kletterten sie aus der Mülltonne und hüpfen zur erstbesten Bushaltestelle, wo sie auf den nächsten Bus warteten. Mit diesem Bus fuhren sie zum Flughafen, wo sie sich in den darauffolgenden Flug nach Amerika schummelten. Sie machten es sich unter einem der Sitze bequem und schmiedeten Pläne für ihre Reise. In Amerika angekommen, sprangen sie aus dem Flugzeug und er-

kundeten in einem Zug das Land. Unterwegs trafen sie auf 2 nette Cookies, welche auch von ihrer Bäckerei aussortiert worden waren. Karla, das Vanillekipferl sah die 2 als erstes: „Seht mal, da sind 2 Kekse, die auch aussortiert wurden!“, rief sie Oscar, dem Linzer Kipferl und Felix, dem Linzer Auge, zu. Diese bemerkten die 2 Cookies auch und gemeinsam verließen sie den Zug, um sich mit den Cookies, Olivia und Ben bekannt zu machen. Sie freundeten sich an und verließen gemeinsam Amerika, um andere Länder zu besuchen. In Japan trafen sie Aito, einen Matcha Snowball, der eigentlich zur japanischen Weihnachtsbäckerei gehörte, wegen seinem Aussehen jedoch aussortiert wurde. So zogen die 6 befreundeten Kekse weiter nach Belgien, wo sie 3 Lebkuchen trafen. Einer war mit Schokoüberzug, der Emma genannt wurde, einer mit Mandeln, er wurde Lucas genannt und Sophia, die ein reiner

Lebkuchen ohne Dekoration war. Sie schauten sich gemeinsam Belgien an und wurden gute Freunde. An einer Bushaltestelle angekommen hüpfen sie in ein Taxi, dass dort Halt machte, und fuhren damit zu einem Flughafen. In Finnland kreuzten sich die Wege von Finnja, einem Mürbteigkeks mit Schokolade, auch Glögi genannt, der auch wegen dem Aussehen aussortiert wurde, und den inzwischen 9 Keksen aus aller Welt. Auch sie freundeten sich schnell an und zogen nach Großbritannien weiter, wo sie Amelia, ein Mince Pie Törtchen trafen, welches sehr traurig war, da es das einzige Törtchen der ganzen Bäckerei war, welches aussortiert wurde. Umso mehr freute es sich, als es die 10 gut befreundeten Kekse sah und wollte sofort mit ihnen die ganze Welt bereisen. Gemeinsam, zu 11, erkundeten sie Italien, aßen Pizza

und fanden das Weihnachtsgebäck der Italiener, Pannetone. Mit einer Pannetone verstanden sie sich besonders gut, es war Florence. In ihrem Teig waren Trockenfrüchte, Zitrusfrüchte und Rosinen. Sie erkundeten nun zu 12. die Welt, flogen nach Irland, Argentinien, Brasilien und Australien, doch als sie im Flugzeug über Australien waren, wurde es so heiß, dass der Schokoüberzug von Emma, dem Lebkuchen aus Belgien langsam anfing zu schmelzen, da es zu Weihnachten dort Sommer war. In Australien hüpfen sie so schnell sie konnten aus dem Flugzeug hinaus und in das nächste Flugzeug, das in die Antarktis flog, hinein, denn dort war es schön kalt, damit Emma sich wieder abkühlen konnte. Im Flugzeug trafen sie Charlie, einen australischen Chokky Rock, eine Art Cookie mit Cornflakes. Er war ebenfalls auf dem Weg in die Antarktis, denn in Australien war es ihm einfach zu heiß. Nun flogen alle Kekse der ganzen Welt zusammen mit Charlie in die Antarktis. Nach dem Aussteigen war ihnen jedoch zu kalt, sie hatten ja keine Jacken mit. Also nahmen sie den nächsten Flug nach Deutschland, trafen dort den letzten Keks, welcher dann mit den anderen weiter um die Welt reisen wird. Es ist Lina, ein Kokosbusserl mit Schokospritzern. Alle verstanden sich gut mit Lina und so bereisen sie noch weiter die Welt und werden sicher noch viele nette Kekse aus aller Welt treffen, welche nur wegen ihres Aussehens, nicht wegen ihres Geschmackes aussortiert worden waren. Aber nun können sie allen in Freiheit leben, machen was sie wollen und niemanden interessiert ihr Aussehen.



Helene Koboltschnig

Alpen Adria Gymnasium,
Völkermarkt

Was ist Freiheit?

Ein kleiner Junge lag an einem sonnigen Sonntag im Gras und betrachtete Wolken. Dabei sah er eine riesige Gruppe von Vögeln über ihn fliegen. Der Bub staunte. Sie alle waren eine große Familie, keiner wurde alleine gelassen. Ganz schnell stand dieser auf und zeigte seiner Mutter die Tiere. „Mama wenn ich groß bin kann ich doch alles werden,“ stellte er fest, „denn dann will ich einmal ein Geschäftsmann werden, der die ganze Welt bereist.“ Die Mutter meinte: „Ich muss dich enttäuschen, leider ist das nicht möglich.. Weißt du, hier in Nord Korea dürfen wir unser Land nicht verlassen.“ Ihr Sohn guckte traurig auf den Boden. Er sah schon wieder Vögel am Himmel fliegen. „Also könnte ich niemals frei sein, sowie ein Vogel?“, fragte der Junge fast weinend. Am liebsten wäre er einfach wie ein Vogel weggeflogen. Er wünschte sich er wäre frei.

Ein 15 jähriges Mädchen aus Saudi Arabien saß an einem Abend weinend an seinem Bett. Die Teenagerin wurde von ihrem Vater aus der Schule genommen, da sie schon mit der 9 jährigen Schulpflicht fertig gewesen war. Nun sollte sie einen Mann heiraten, der sie schon mit Anfang 14 vergewaltigt hatte. Obwohl ihr Vater davon bescheid wusste, unternahm er nichts. In seinen Augen war das ok. Fast jede Woche kam ihr 49 Jahre alter Zukünftiger Ehemann zu Besuch und fast jedes Mal vergewaltigte dieser sie. Deswegen war das Mädchen auch schon seit vier Monaten schwanger. Die Teenagerin war verzweifelt. Was sollte sie tun? Sollte sie wegelaufen? Die Hoch-

zeit sollte schon in zwei Wochen stattfinden. Eigentlich war sie in einen anderen Jungen aus ihrer alten Schule verliebt, doch diesen würde sie wohl niemals wieder sehen. Wie gerne sie doch in einem anderen Staat gelebt hätte. Es war ihr größter Wunsch ein gleichberechtigtes Leben zu führen. In einem anderen Land hätte sie die Schule fertig gemacht und wäre Ärztin geworden. Am meisten hasste sie es aber, den ganzen Tag komplett verschleiert sein zu müssen. Nur einen kleinen Schlitz bei den Augen zum Sehen war nicht verschleiert. Doch sie hatte Angst. Würde Allah sie nicht mehr lieben, wenn sie sich nicht komplett verschleierte? Doch, er würde sie bestimmt noch lieben. Diese Regeln machen Frauen feindliche Menschen in der Regierung. Schon wieder brach das Mädchen in Tränen aus. Früher hatte sie noch ihre Mutter zum Reden aber nun war auch sie tot. Ihren Schmerz konnte sie keinem erzählen, denn keiner würde sie verstehen. Sie schwor sich aber für ihr noch nicht geborenes Kind alles zu tun um ihm eine bessere Zukunft zu schenken, als sie selbst jemals haben würde. Heimlich denkt sie sich schon seit Jahren einen Plan aus, wie sie am besten von ihrem zu Hause fliehen könnte. Bei jetzt aber erfolglos. Sie wollte nur frei sein, war das wirklich zu viel verlangt?

Ein 13 jähriges, amerikanisches Mädchen aus Texas ging nach Hause, als sie anfing über ihr Leben nachzudenken. In Amerika war man politisch gesehen frei doch, irgendwie fühlte sich die Teenagerin nicht frei. Vor kurzer Zeit war ihre beste Freundin, die ebenso 13 Jahre alt war vergewaltigt worden. Der Mann, der ihr das an tat kam mit einer Anzeige davon, da ihre Freundin angeblich zu freizügig angezogen gewesen war. Dabei



hatte die Freundin einfach nur ein Kleid mit Blumen an... Dem Mädchen fiel auch ein, wie sie mit fünf gesehen hatte, wie ein Mexikaner verzweifelt versucht hatte über die Grenze nach Amerika zu kommen. Dabei hatte einer von den Polizisten eine Waffe direkt auf den Kopf des Mannes gehalten. Somit hatte sich dieser ergeben müssen. Sie erinnerte sich auch, wie einmal ein mexikanischer Junge in der Schule gemobbt und beschimpft worden war, obwohl dieser legal sich in der USA aufgehalten hatte. Einmal bemerkte das Mädchen auch, wie ein anderer Junge einem islamischen Mädchen das Kopftuch brutal vom Kopf gerissen hatte und keiner was dagegen unternommen hatte. Oder als einmal an ihrer Schule illegal mit Drogen dealt wurde und sofort ein dunkelhäutiger Junge dafür beschuldigt worden war oder, als ein Mädchen bespuckt wurde, weil sie lesbisch war. War das Freiheit? Es fühlte sich für sie nämlich nicht so an..

Eine 19 jährige Schweizerin saß an einem wunderschönen Tag alleine auf einer Bank. In der Schweiz war sie frei, es gab Demokratie und sie war auch erwachsen. Somit durfte sie für sich selbst bestimmen. Doch trotzdem fühlte sie sich nicht wirklich frei. Politisch gesehen war sie frei, beim Rest war das nicht der Fall. Wenn man nicht gerade die schönsten oder trendigsten Sachen besaß, war man „uncool“ oder wenn man nicht auf jeder Social Media App unterwegs war, war man komisch. Wenn du allerdings viel am Handy warst, warst du Handysüchtig. Aber wenn du viel in der Natur warst, warst du ein Freak. Nie war man gut genug. Es fühlte sich so an, als ob man keine freie Wahl hatte..

Ein russischer Soldat in der Ukraine war gerade mitten auf dem

Schlachtfeld. Er war erst 20. Das war das erste Mal, dass er in einem Krieg an der Front war. Der Mann wollte keinen Menschen töten. Er wollte auch keinem wehtun, doch er dachte, dass wenn er nicht schießen würde, würde er zuerst angegeschossen werden. Der Mann hatte auch Angst, dass wenn er seine Pflichten als Soldat nicht erfüllen würde, würde ihm Böses bevorstehen. Es fühlte sich für ihn nicht so an, als hätte er eine freie Wahl. Eigentlich wollte er nur Frieden..

Ein Israelischer Soldat im Krieg überlegte über seine aktuelle Situation. Er wollte auch nur Frieden und auch Freiheit für die Juden und für die Muslimen und Moslems. Doch das ging nicht.. Es kämpften quasi beide Länder für Freiheit.. Doch am Ende entstand Chaos..

Meiner Meinung nach ist Freiheit, dass jeder Mensch sein Recht hat seine eigene freie Wahl zu treffen und, dass nicht vorurteilt wird, dass man nicht nur politisch frei ist sondern auch einfach sich selbst sein kann, ohne, dass sich jemand darüber beschwert.

Juliette Jalabert ISC Carinthia

Für mich, für dich, für alle. Sie bedeutet für jeden was anderes und sie ist auch für jeden was anderes. Manche wissen nicht, was sie ist, manche haben sie verloren, andere sind damit aufgewachsen, denken, sie ist selbstverständlich. Freiheit.

Freiheit sind für mich die Ferien. Ein Tag ohne Schule, am Strand, am Berg. Für dich vielleicht etwas anderes. Ein Tag ohne Krieg, an dem keiner tot am Boden liegt.

Freiheit ist, wenn ich entscheiden kann, was ich essen will.

Für dich vielleicht etwas anderes. Ein Tag ohne Krieg, an dem du überhaupt etwas zum Essen kriegst.

Freiheit ist, wenn ich einen Ausflug mit meiner Familie mache. Für dich vielleicht ganz was anderes. Ein Tag ohne Krieg, an dem du deine Familie sehen kannst.

Freiheit ist, wenn ich neue Musik Kopfhörer bekomme. Für dich vielleicht ganz was anderes. Ein Tag ohne Krieg, ein Tag, an dem du eine Melodie hörst.

Freiheit ist, wenn ich eine Übernachtung mit Freunden mache. Für dich vielleicht etwas anderes. Ein Tag ohne Krieg, wo du einen Brief von deinem Freund kriegst.

Freiheit ist, wenn ich Ballettunterricht mit meinen Freunden habe. Für dich vielleicht etwas anderes. Ein Tag ohne Krieg, an dem dir jemand einen Tanzschritt beibringt.

Freiheit ist, wenn ich mehrere Bücher von meiner Lieblingsserie lesen kann. Für dich vielleicht etwas anderes. Ein Tag ohne Krieg, an dem du eine Seite von einem Buch liest.

Freiheit ist, wenn ich zu Weihnachten viele tolle Geschenke bekomme. Für dich vielleicht etwas anderes. Ein Tag ohne Krieg, wo du zu Weihnachten deine Freunde und Familie siehst.

Für mich ist Freiheit etwas Kleines, etwas, das ich jeden Tag bekomme. Für dich ist Freiheit etwas Großes, etwas, das du nur selten bekommst. Aber beides ist und bleibt Freiheit.



Julius Frick
BG/BRG Feldgasse, Wien

Die abenteuerliche Freiheit der Pfadfinder

Mein Name ist Jack. Ich bin 16 Jahre alt und lebe in Graz, neben dem Jakominiplatz. Ich habe einen Freund namens Tobi. Er ist ein begeisterter Pfadfinder. Bereits vor zehn Jahren fing er dort an, und die abenteuerlichen Geschichten, die er mir erzählte, motivierten mich, ein Teil dieser Gruppe zu werden.

Jeden Dienstag treffen wir uns im Pfadfinderheim in der Strassoldogasse, wohin ich mit meinem Freund nach der Schule gehe, aber das größte Highlight des Jahres sind die Lager. Es gibt kurze Wochenendausflüge wie das Herbst- und Frühlingslager, aber das Sommerlager ist das längste. Es dauert mindestens zwei Wochen, und zu meinem Glück beginnen die Ferien in ein paar Tagen. Bis dahin muss ich noch drei Tage Schule aushalten. Zumindest sind das dann die drei lustigsten Tage des Schuljahres. Die Lehrer sind genauso wie die Schüler alle gut drauf. Trotzdem dauern diese Tage unglaublich lang wegen der Vorfreude. Doch heute ist es so weit: Eine große Gruppe Jugendlicher steht mit vollgepackten Rucksäcken und einem breiten Grinsen auf den Lippen vor dem Bahnsteig. Plötzlich reißt ein lautes Geräusch alle Kinder aus ihren Gesprächen. Der Zug ist da.

Am Anfang frage ich mich, wie jedes Jahr, wie ich mir bei einer 10-stündigen Fahrt die Zeit vertreiben soll, doch dann fällt es mir gar nicht so schwer. Mein Comic habe ich extra griffbereit eingepackt. Außerdem hat Tobi ein Reise-Tick-Tack-Toe im Gepäck.

Also kann es losgehen. Nach einiger Zeit bekomme ich Hunger. Ich habe zwar kein Jausenbrot dabei, aber ich hatte den Servierwagen schon im vorderen Abteil entdeckt. „Ach“, dachte ich mir, „ich frag einfach Peter.“ So wie ich ihn kenne, ist er immer gut vorbereitet und hat sicher Geld mit. Er leiht mir 2,50 Euro. Als der Servierwagen kommt, sage ich zu der Dame: „Ich hätte gerne ein Schinkenbrot.“ „Das macht dann 5 Euro“, antwortet sie. „Oh“, stammle ich, „so viel habe ich leider nicht dabei.“ Mit einem genervten Blick schiebt sie den Wagen weiter. Um den Preis hungere ich ja lieber! Als Pfadfinder habe ich außerdem gelernt, mir im Notfall etwas zu organisieren. Endlich sind wir angekommen, müssen aber noch stundenlang gehen, bis wir den Lagerplatz mitten im Wald erreichen. Man fühlt sich so frei, wenn man ganz abseits der Außenwelt in der Natur die Zeit verbringt und sogar im Freien übernachtet. Müde, aber motiviert fangen wir an, unsere Zelte aufzustellen und Holz zu sammeln. Schließlich wollen wir uns am Abend vor dem Feuer wärmen. Bei so einer großen Gruppe geht das Aufbauen ziemlich schnell, und alle ruhen sich aus, solange es noch möglich ist. Morgen würden wir richtig losstarten. In der Nacht konnte niemand richtig schlafen, weil wir von draußen Geräusche hörten. Es wurde an den Zeltwänden gekratzt und Schatten schienen durch den Stoff. Wir dachten, es könnte sich um einen streunenden Hund handeln. Allerdings hielt ich das für unwahrscheinlich – die Schatten deuteten eher auf ein Rudel hin. Möglicherweise waren es auch Wölfe. Wir werden es wahrscheinlich nie genau erfahren, was es war. Auf jeden Fall hatten wir die nächsten Tage ein großartiges Programm, ohne nächtliche Kreaturen. Wir haben

selbst Pilze gesammelt und sie zubereitet, sind Kanu gefahren, und außerdem haben wir Fährten gelesen und Tiere beobachtet. Doch der ganze Spaß sollte am fünften Tag ein Ende nehmen: Wir sind gerade beim Abendessen. Draußen schüttet es, und alle Leiter verhalten sich irgendwie komisch. Ich genieße uns selbst gekochte Mahzeit, als plötzlich ein lautes Pfeifen ertönt. Wir alle wissen, was das bedeutet. Alarm! Keiner wusste genau, was passiert war, aber wir wussten, was zu tun war: Schuhe an, Jacke an, Zweierreihe und los – weg hier! Wir liefen unseren Leitern hinterher. Wir wurden in eine Feuerwehrzentrale evakuiert.

Erst im Nachhinein erfuhren wir, dass der Bach, in dessen Nähe wir campierten, plötzlich übergegangen war. Alles wurde weggeschwemmt. Hangar, Zelte, Kleider, Essen... die Leiter versuchten noch, unsere Sachen zu retten und möglichst viel Material aus dem Bach zu fischen, aber das meiste war einfach weg. Unser Lager musste abgebrochen werden. Trotz der ganzen Aufregung und obwohl es kürzer als geplant war, war es wunderschön und ein abenteuerlicher Aufenthalt. Laut unseren Leitern konnte ein Großteil der weggeschwemmten Dinge durch Spendengelder ersetzt werden. Ich bin sehr froh, ein Teil dieser Pfadfindergemeinschaft zu sein. Für mich bedeuten die Erlebnisse, die wir bei den Pfadfindern haben, sehr viel Freiheit.



Marie Los
 Anette-von-Droste-Hülshoff
 Gymnasium, Düsseldorf

Freiheit

Hallo Lilly,

in den Herbstferien ist mir leider etwas Schreckliches passiert, weswegen ich dir diesen Brief erst jetzt schreibe. Du weißt ja, dass ich mit meinen zwei Schwestern und meinen Eltern in die Niederlande fuhr. Es war toll und wir waren in einem schönen Park mit kleinen Ferienhäuschen. Wir machten fast täglich einen Ausflug mit den Fahrrädern und erkundeten alles. Es gibt sooo viel Schönes, was man in den Niederlanden sehen kann. An einem Tag lieh mein Vater sich sogar ein E-Bike und wir fuhren auf eine Radtour. Zuerst waren wir in einer kleinen Stadt shoppen und dann aßen wir Fish & Chips. Leider war es auch der schreckliche Tag. Wir fuhren eine Straße entlang, als ich plötzlich das Gleichgewicht verlor und auf den Asphalt fiel. Es tat schrecklich weh. Wir fuhren schnell in ein Krankenhaus. Nach einigen Untersuchen und Röntgenbildern stellten die Ärzte fest, dass mein linker Arm gebrochen war. Er war zum Glück nicht durchgebrochen, sondern nur angebrochen. Also war es nicht sooo schlimm. Aber einen Gips bekam ich trotzdem. Und diesen musste ich mindestens fünf Wochen tragen.

Als ich wieder in unserem Ferienhaus war, wurde ich total traurig, denn mir fiel auf, dass ich jetzt gar nichts mehr machen konnte. Im Gegensatz zu Vögeln in unserem Garten war ich jetzt gar nicht mehr frei. Ich konnte nicht schreiben, da ich mir den linken Arm gebrochen hatte, mit dem ich schreibe. Ich konnte auch nicht mehr zur Schule mit meinem Rad

fahren. Jetzt mussten mich meine Eltern jeden Tag mit unserem Auto bringen. Eigentlich konnte ich jetzt gar nichts machen. Hockey durfte ich auch nicht mehr spielen. Das war echt blöd, da ich gerade so gut geworden war. Und dazu kam dann auch noch das Klavierspiel! Ich hatte gerade gelernt endlich mit zwei Händen zu spielen, was mir jetzt aber nicht wirklich viel brachte. Mir graute es schon vor den fünf Wochen.

Den Rest der Ferien verbrachten wir dann trotzdem in den Niederlanden. Eigentlich war es eine schöne Zeit. Wir machten eine Schiffstour durch den größten Hafen Europas und schauten uns viele Museen an. Das Einzige, was wir nicht mehr machen konnten, waren die Radtouren, was ich persönlich echt schade fand. Als wir wieder zu Hause waren, wurde es echt anstrengend mit einem gebrochenen Arm durch den Alltag zu kommen. In der Schule musste ich lernen mit der rechten Hand zu schreiben, was am Anfang echt kompliziert war. Aber nach einer Woche konnte ich es recht gut. Im Sportunterricht musste ich leider die ganze Zeit auf der Bank sitzen und zuschauen. Irgendwann wurde das echt langweilig. Und dann noch die Klassenarbeiten... Eine Arbeit mit der rechten Hand zu schreiben, ist echt schwer.

Nachdem ich mich durch diese grausamen fünf Wochen geschlagen hatte, mussten wir nochmal ins Krankenhaus. Dort machten die Ärzte mir wieder Röntgenbilder. Als sie sich alles angeschaut hatten, meinte eine Ärztin, dass ich den Gips jetzt endlich abnehmen durfte und alles wieder gut war. Ich sollte es nur noch nicht überstürzen und langsam angehen. Und zum Sport sollte ich erstmal

noch nicht gehen, was sehr schade war, da wir gerade ein echt tolles Thema hatten. Aber ich war endlich wieder frei. Frei! Ich konnte wieder alles selbstständig machen: Hocken spielen, Fahrrad fahren und Klavierspiel üben. Und das Beste kommt erst: Ich konnte wieder schreiben. Endlich wieder schreiben zu können, ohne Schmerzen in der rechten Hand, war echt grandios. Denn eigentlich bedeutet Freiheit für mich nicht nur das, was über dieses Thema im Fernsehen gezeigt wird. Freiheit bedeutet für mich auch, kleine alltägliche Dinge selbst tun zu können. Ich hoffe, dir passiert nie so etwas, denn es ist echt kein Spaß. Ich freue mich schon auf deinen nächsten Brief. Deine Brieffreundin Emma

Runa Wieser
 Waldorfschule, Klagenfurt

Freiheit

Die Reifen von unserem Auto quietschen, als wir hinter der Düne parken. Ich reiße die Autotür auf, nehme einen tiefen Atemzug und rieche die angenehme Seeluft. Ich drehe mich einmal um die eigene Achse. Und wie in Zeitlupe zieht die Welt an mir vorbei. Als erstes sehe ich meine Familie, sehe, wie meine Mutter Sachen aus dem Auto holt und mein Vater unseren Hund an die Leine nimmt, bis hin zu meinem Bruder. Mein Blick wandert an ihm herunter, zu seinen Füßen. Er hat seine Schuhe und Socken bereits ausgezogen. Neben seinem Fuß landete ein Schmetterling - ein Zitronenfalter. Meine Augen folgen ihm, bis er mit dem Gelb der Sonne verschmilzt. Ich blinzle, da mich das Licht so blendet. Ich öffne meine Augen nach ein paar Sekunden wieder und sehe einen Leuchtturm. Wie aus dem Bilder-

buch: rot-weiß-gestreift. Es sieht so schön aus, wie sich das Gras im Wind wiegt. Man könnte glauben, dass ein großer Mund einmal über den ganzen Strand blase. Der Sand wirbelt leicht vom Boden auf, und ich höre die Möwen kreischen. Jetzt fällt mein Blick genau auf das Meer. Ich kann meinen Augen kaum glauben. Wir waren jetzt sooo lange im Auto gesessen, um zum Meer zu gelangen. Und nun liegt es ruhig und klar vor mir. Noch einmal atme ich die tiefe Seeluft ein, dann lauf' ich los. In Filmen wäre es jetzt wieder so eine Szene, in der alles in Slow-Motion abgespielt werden würde. Ich streife mein luftiges Kleid ab. Darunter trage ich bereits meinen Bikini. Die Sonne brennt heiß auf meiner Haut. Ich will nur noch eins: „Rein ins kühle Nass“ und schon berühren meine Fußspitzen das Wasser. Ich zögere keinen Moment und laufe einfach weiter. Hier ist das Wasser nicht besonders tief. Ich bin schon lange gerannt, und es reicht mir erst bis zum Bauch. Ich köpfle einfach so weit wie möglich hinaus. Mein Bauch schleift leicht am Boden, doch es tut nicht weiter weh, da der Boden aus weichem Sand besteht. Meine Hand greift nach einer Muschel. Ich tauche auf und betrachte sie genauer. Es ist eine Jakobsmuschel, ungefähr sechs Zentimeter Durchmesser. Wunderschön. Noch einmal tauche ich hinab. Ich bleibe unter Wasser bis ich keine Luft mehr hab. Gerade als ich auftauche, bekomme ich eine Ladung Wasser ins Gesicht. „Hey!“ Mein kleiner Bruder grinst mir ins Gesicht, und so beginnt die Wasserschlacht...

Tobias Vogel
IBG, Klagenfurt

Vielfältige Freiheit!

Es war der letzte Abend des Camps in Cap Wörth in Velden. Diana, Feliz, James und Anton, die in den Ländern, aus denen sie kamen, alle den Wettbewerb „Das Känguru der Mathematik“ gewonnen hatten, saßen mit Lea, die die Gruppe der zehnjährigen Mathematiker leitete, am Lagerfeuer.

Die Kinder hatten bereits ihre Würstchen gegrillt und waren schon gemütlich bei den Marshmallows angelangt, da fragte Lea: „Was bedeutet Freiheit denn für euch? Im Duden steht, dass der Begriff Freiheit einen Zustand beschreibt, in dem jemand von jeglichen Verpflichtungen frei ist und sich in seinen Entscheidungen nicht eingeschränkt fühlt. Für mich heißt Freiheit, dass ich mein Studium frei wählen kann, da meine Eltern zum Glück meine Ausbildung finanzieren und mich nicht in eine Richtung drängen. Auch, dass ich aussuchen kann, wo ich studiere, mit wem ich befreundet bin und mich immer mit meinen Freunden treffen kann.“

Nach einer kurzen Pause meinte James: „Ich komme ja aus England und für mich bedeutet Freiheit, nicht jeden Tag im Internat zur Schule gehen und dort wohnen zu müssen. In der Schuluniform, die wir zu tragen haben, fühle ich mich nämlich so eingezwängt, die Lehrer sind gar nicht nett und meine Meinung interessiert niemanden. Außerdem ärgern mich die anderen Kinder immer und nennen mich Streber. Noch dazu haben sich ein paar Kinder zusammengetan und schikanieren einige andere. Ich wäre viel lieber zu Hause bei meinen Eltern, denn die unterhal-

ten sich mit mir, sind für mich da und mit ihnen kann ich über alles reden und immer kuscheln.“ Traurig schaute der Bub zu Boden. Es kullerte ihm sogar eine Träne über das Gesicht. „Warum weinst du?“, fragte Diana besorgt. „Sie fehlen mir so sehr! Ich habe meine Eltern jetzt schon seit 4 Monaten nicht gesehen und obwohl es hier im Camp sehr, sehr schön ist, wünsche ich mich dauernd zu ihnen. Sie sind die liebsten Menschen auf der Welt!“ Verträumt blickte James in die Luft. Er tat allen sehr leid und Diana legte sogar den Arm um ihn.

Als nächstes meldete sich Feliz, der aus Brasilien stammte, zu Wort. „Für mich bedeutet Freiheit, dass Kinder nicht jeden Tag arbeiten müssen, sondern zur Schule gehen können. Auch, dass zu Hause jemand auf mich wartet und mir etwas zu Essen zubereitet, verbinde ich mit Freiheit. Leider hatte mein Cousin Edgar diese Privilegien nicht. Er ist mit zwölf Jahren verhungert. Seine Eltern waren zu diesem Zeitpunkt bereits gestorben, sodass Edgar arbeiten musste, um sich über Wasser zu halten. Meine Familie wusste damals nichts vom Tod von Edgars Eltern, da mein Papa sich mit Edgars Vater, seinem Bruder, total zerstritten hatte. Meine Eltern und ich erfuhren von diesen traurigen Ereignissen erst zufällig bei einem Urlaub in Rio. Wir besuchten dort das Grab meiner Großeltern und auf dem Grabstein standen auch die Namen von Edgar und seinen Eltern! Wir waren alle sehr entsetzt und wollten unseren Augen nicht trauen. Seit diesem Tag bete ich jeden Abend zu Olodumare, dass mich nicht dasselbe Schicksal wie Edgar ereilt.“ Betretenes Schweigen setzte ein und es war schließlich Anton, der die Stille brach. Er fragte neugierig: „Wer ist Olodumare?“ „Das ist in dem Teil



Brasiliens, in dem wir wohnen, die höchste Gottheit“ erklärte Feliz.

Dann war Diana an der Reihe. Sie erzählte: „Für mich bedeutet frei zu sein, nicht jeden Abend Angst davor haben zu müssen, dass man stirbt, weil eine Bombe in das Haus, in dem man lebt, einschlägt. Außerdem heißt Freiheit für mich, nicht immer wieder von der Front wegziehen zu müssen und Angst zu haben, seinen Vater nie wieder zu sehen. Wir haben früher in Melitopol gewohnt, haben aber sofort bei Kriegsbeginn gepackt und sind geflohen. Mein Vater und mein 16-jähriger Bruder sind direkt mit dem letzten Flug nach Moldawien geflogen, da sie an die Front gerufen werden hätten können und meine Mutter und ich flüchteten mit dem ganzen Gepäck unserer Familie nach Cherson und fuhren von dort nach Moldawien. An dem einen Tag in Cherson verspürte ich erstmals keine Freiheit, denn wären wir nur drei Stunden länger geblieben, wären wir in einer besetzten Stadt eingesperrt gewesen. Als wir wieder alle zusammen waren, war ich überglücklich, noch am Leben und bei meiner Familie zu sein. Diese Erfahrungen waren sehr traumatisch für mich. Sie haben mich geprägt und zu dem Menschen gemacht, der ich jetzt bin!“ Wenn Diana an diese Zeit dachte, liefen ihr immer Tränen über das Gesicht. So war es auch an diesem Tag. „Dagegen sind meine Probleme ja verschwindend!“, murmelte James bestürzt.

Plötzlich meldete sich Anton, der bisher interessiert zugehört hatte, zu Wort: „Für mich ist sehr wichtig, wie die Zukunft aussehen wird, da ich auch später ein freies Leben führen möchte. Ich fürchte, dass die Freiheit, wie wir sie kennen, in einigen Jahren nicht mehr bestehen wird. Wir könnten durch

Kameras auf Schritt und Tritt überwacht werden. Wenn wir unserer Umwelt weiterhin so schaden, könnte der Meeresspiegel so stark steigen, dass es in Teilen der Erde so heiß sein wird, dass dort niemand mehr leben kann. Daher könnten die Menschen in den Norden wollen, was aber den Personen dort nicht recht sein wird. Es könnte also sein, dass nicht mehr alle die Freiheit haben dort zu wohnen, wo sie wollen. Es könnte viele Beschränkungen oder gar schwere Auseinandersetzungen geben. Das alles möchte ich nicht, sodass ich Politiker werden möchte, um mich für den Schutz der Umwelt und unserer Grundrechte einzusetzen. Wir könnten in Zukunft aber auch weitere Freiheiten durch neue Erfindungen erlangen. Zum Beispiel könnte uns ein Teleporter überall hinbringen, wie täglich an weit entfernte Orte zur Schule, und dadurch würde auch noch die Umweltbelastung durch Autos oder Flugzeuge wegfallen.“ „Ist das nicht sehr weit hergeholt mit dem Teleporter?“, entgegnete James. „Eigentlich schon, aber wenn du mich fragst, wird in der Zukunft vieles möglich sein“, meinte Anton.

„Ich hätte nie gedacht, dass es so viele verschiedene Sichten von Freiheit gibt!“, sagte Feliz erstaunt. „Es war mutig von euch, eure Geschichten und Gefühle zu erzählen. Trotzdem ist es schon sehr spät und wir müssen alle schlafen gehen, morgen ist ein anstrengender Tag, an dem ihr alle „Freiheiten“ habt“, bemerkte Lea mit einem Augenzwinkern. „Schade“ dachten die Kinder, machten sich aber müdebettfertig und gingen gähnend zu Bett.

Allgemein

Ich war überrascht, wie viele Texte mit einer sehr politischen Message eingelangt sind. Dass bereits so junge Menschen sich Gedanken darüber machen, wie unterschiedlich „Freiheit“ von Menschen in aller Welt wahrgenommen wird, empfinde ich als Zeichen für die ausgesprochene Sensibilität und den Gerechtigkeitssinn dieser Generation.

Estha Sackl, Jury



Gefangen - Anna Huber

Aus literarischer Sicht ein dynamisch und überzeugend geschriebener Text, der einem buchstäblich den Atem raubt.

Freiheiten - Coco Müller

Ein originell konzipierter, interessant umgesetzter und gut geschriebener Text, der das Thema Freiheit aus verschiedenen Blickwinkeln beleuchtet.

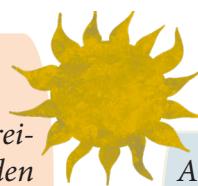
Juliette Jalabert

Ein poetischer Text, der mit Wiederholungen, Klangfiguren und Kontrasten zwei völlig unterschiedliche Erfahrungen von Freiheit thematisiert.

Peter Svetina, Jury

Freiheit - Runa Wieser

Von der ersten Zeile an vermittelt dieser Text das Gefühl von Freiheit. Sehr sinnlich geschrieben, man glaubt fast, den Sand unter den Füßen, als der Autor/die Autorin zum Meer läuft. Zusätzliche Qualität: Hier wurde konkret über Freiheit geschrieben, ohne sie beim Namen zu nennen.



Das Kind in mir - Emil Pilz

Stell dir vor, du bist der Chef in deinem eigenen Leben. Ein hübscher Gedanke, durchgespielt bringt er dann auch die Grenzen und negativen Seiten der Freiheit ans Licht. Dazu die persönliche Erfahrung von der Mutter, die in der Sonderschule arbeitet.

Juliette Jalbert

Was ist die Freiheit für mich, was ist sie für ein nicht näher benanntes Gegenüber. Wie eine Litanei geschrieben, leichte Sogwirkung.

Als ein Keks die Welt bereiste - Hannah Mallinger

Vielleicht ein bisschen weit weg vom Grundthema, aber sehr originell. Kekse, die sich die Freiheit nehmen, ihr nicht so perfektes Aussehen zur Flucht aus der Mülltonne und in die weite Welt nutzen. Ein witziger Text.

Vielfältige Freiheit - Tobias Vogel

Der Text kommt sehr authentisch daher. Die Teilnehmer eines Mathematik-Ferienkamps werden von der Gruppenleiterin aufgefordert, sich über Freiheit Gedanken zu machen. Jede(r) greift dabei auf seine eigenen Erfahrungen zurück und ein paar Utopien gehen sich auch aus.

Uschi Loigge, Jury



Allgemein

Viele Texte wirkten nicht authentisch, nicht altersadäquat, möglicherweise mit Hilfe (personell oder maschinell) produziert

Das Kind in mir - Emil Pilz

Ein sprachlich sehr authentischer und altersgemäßer Text! Freiheit bedeutet in der Möglichkeit, im unmittelbaren Lebensbereich selbst Entscheidungen treffen zu können. Der Text ist gut gegliedert, enthält zahlreiche Satzverbindungen. Der letzte Absatz ist thematisch nicht ganz schlüssig.

Freiheit - Greta Bader

Nette Tiergeschichte, die das seltsame Verhalten von menschlichen Außenseitern thematisiert. Schwächen im Ausdruck, ziemlich pathetischer und dick aufgetragener Schluss.

Wolfgang Ludwig, Jury

Als ein Keks die Welt bereiste - Hannah Mallinger

Aufgrund der sprachlichen Mittel offensichtlich eigenständig erarbeitet. Eine nette Idee, die Ausschussware einer Bäckerei zu personifizieren, aber deutlichere Kritik an der Wegwerfgesellschaft wäre wünschenswert. Besteht Freiheit nur aus Herumreisen?

Was ist Freiheit? - Helene Koboltschnig

Gute Idee, eingeschränkte Freiheit geografisch darzustellen. Der Text wirkt aber teilweise sehr klischeehaft, manche Aspekte in einzelnen Ländern übersteigen den kindlichen Erfahrungshorizont und deuten auf Unterstützung von Erwachsenen.

Wolfgang Ludwig, Jury



Kategorie II

In dieser Kategorie werden die Texte der Schülerinnen und Schüler der 7. bis 9. Schulstufe (13-bis 15-Jährige) bewertet.

Jurorinnen und Juroren:

Katharina Godler, MA | Elisabeth Wulz | Mag.^a Karin Prucha | Claudia Mann, MSc, MBA
Dr. Harald Raffer | Sabine Tscharre | Robert Woelfl | Sandra Müllauer



Katharina Godler, MA

Katharina Godler wurde 1991 in Wien geboren und lebt seit sieben Jahren in Klagenfurt. In Wien studierte sie Vergleichende Literaturwissenschaft; an der Akademie der Wissenschaften und an der Universität Klagenfurt forscht sie zu Ilse Aichinger und Robert Musil. Heute ist sie als Autorin und Journalistin für Hörfunk und Magazine tätig. Am 15. März 2023 erschien der Gedichtband "Die Filmstadt am Rande der Kindheit" im Innsbrucker Limbus Verlag. Im November 2024 erschien ihr erster Roman "Einander Entgegen" im "der wolf Verlag".

Matura am Ingeborg Bachmann Gymnasium, derzeit Theaterpädagogin am Stadttheater Klagenfurt, Studienabschluss in „Transkulturelle Kommunikation“ und „Austrian Studies“ in Wien sowie „Cultural Management“ in Barcelona.

Beruflicher Werdegang: Österreichisches Kulturforum in Berlin, Presseabteilung und Künstlerisches Betriebsbüro am Maxim-Gorki-Theater Berlin, wissenschaftliche Tätigkeit bei der österreichischen kulturdokumentation in Wien und Konzertplanung und Marketing am Carinthischen Sommer Festival.



Elisabeth Wulz



Mag.^a phil. Karin Prucha

Schriftstellerin und Künstlerin, Dramaturgin und Regieassistentin am Theater. Künstlerische Inszenierung außergewöhnlicher Literatur- und interdisziplinärer Kunst- und Kulturprojekte, zum Beispiel ZEITEN.GEHEN_Ein literarisches Kunstprojekt im öffentlichen Raum (Triennale "zeit.čas.tempo" des Kunstvereins Kärnten). Lyrikbände: "In tiefen landen" und "Anderland I druga dežela" mit literarischen Wasser-Inszenierungen vorgestellt. Themen: Sprache und Macht, Heimat und Identität, Rassismus, Zweisprachigkeit in Kärnten, Gewalt an Frauen. Landesstipendium Literatur, zuletzt 1. Preis Lyrik für "asche und haut" beim Literaturwettbewerb Bleiburg/Pliberk.

Claudia Mann ist freie Journalistin und Dozentin. Neben Englisch und Deutsch unterrichtet sie auch Medienkompetenz und Social Media Journalismus.



Claudia Mann, MSc, MBA



Dr. Harald Raffer

Geboren 1956 in Bleiburg, galt als Chefreporter der „Kärntner Tageszeitung“ über 30 Jahre lang als Aufdecker, „Exklusiv-Story-Lieferant“ sowie Verfasser ungewöhnlicher Berichte und Interviews (z.B. mit Papst Johannes Paul II, Diktator M. Gaddafi, Serienkiller Jack Unterweger). Zudem schlüpfte der Klagenfurter „Vollblut-Journalist“ für Reportagen in „Wallraff-Rollen“ und verkleidete sich u. a. als „Bettler“, „Obdachloser“, „Gastarbeiter“, „Waffenhändler“ und „Häftling“. Nebenbei studierte Raffer Germanistik und Medienkommunikation und unterrichtete als Lehrbeauftragter an der Klagenfurter Uni. Seit Juni 2007 ist Mag. Dr. Harald Raffer Unternehmenssprecher der Stadtwerke Klagenfurt. Der verheiratete Medienprofi erfand den „Kärntner Lyrikpreis“ und wurde vielfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Staatspreis des Wissenschaftsministeriums und dem Menschenrechtspreis. 2020 gewann Raffer den Kärntner Jugendbuchpreis mit „Der kleine Ronny – Botschafter der Erde“. Mittlerweile erschien die „Blechviper – 25 ungewöhnliche Alltagsgeschichten“, „Schlagzeilen-Gewitter“ (über „Sünden“ der Medien) und „Die Frau im Kasten – ungewöhnliche Alltagsgeschichten“.

Sabine Tscharre, Jahrgang 1970, seit über 20 Jahren im Team der Kärntner Buchhandlung



Sabine Tscharre



Robert Woelfl wurde 1965 in Villach geboren und lebt in Wien. Er schreibt Theaterstücke, Erzählungen und Hörspiele. Für seine Stücke erhielt er zahlreiche Preise, darunter den Reinhold-Lenz-Preis für neue Dramatik, den Autorenpreis der deutschsprachigen Theaterverlage und den Dramatikerpreis des Stadttheaters Klagenfurt. Für seine Videoessays erhielt er den Österreichischen Videokunstpreis. Zu den bekanntesten Theaterstücken, die auch als Hörspiele produziert wurden, gehören „Überfluss Wüste“, „Ressource Liebe“ und „Wir verkaufen immer“. Robert Woelfl unterrichtete viele Jahre lang am Institut für Sprachkunst an der Universität für angewandte Kunst in Wien. Darüber hinaus leitet er die Österreichischen Hörspieltage.



Robert Woelfl



Sandra Müllauer

Sandra Müllauer wurde 1988 in St. Veit/Glan geboren. Noch während des Studiums kam sie 20 Jahre später als Praktikantin zur Kleinen Zeitung – erst digital, dann regional, nun lokal und inzwischen auch irgendwie alles zusammen. Schreibt am liebsten über interessante Persönlichkeiten, die skurrile Geschichten zu erzählen haben. Sie beherbergt und verköstigt Redaktionshündin Roxy, hat eine Schwäche für spannende Stories, Sushi, Bogenschießen und Escape Rooms. Ist ein absoluter Sommermensch, neigt im Winter zu Erfrierungen – und Übertreibungen.



Bewertungsübersicht Kategorie II

Platzierung	Name	Schule
1. Platz	Sophie Gams	International School Carinthia
2. Platz	Valerie Kratky	Sir Karl Popper Gymnasium, Wien
3. Platz	Sophia Knoll	Ingeborg Bachmann Gymnasium, Klagenfurt
Folgende Texte kamen ebenfalls in die engere Auswahl		
Alexander ter Voert	Anette-von-Droste-Hülshoff-Gymnasium, Düsseldorf	
Anna-Sophie Grandits	International School Carinthia	
Benedikt Muhri	Bischöfliches Gymnasium, Graz	
Caroline Hirtzi	BRG Korösi, Graz	
Daria Jamnig	BG/BRG Mössingerstraße, Klagenfurt	
Eva Wischounig	Europagymnasium, Klagenfurt	
Johanna Haselsberger	Ingeborg Bachmann Gymnasium, Klagenfurt	
Kaja Haneder	GRG 19, Wien	
Marco Schwarz	BG/BRG Mössingerstraße, Klagenfurt	
Maya Pfleger-Schauer	Kollegium Aloisianum, Linz	
Tonda Montasser	Schule 1, Danziger Straße, Berlin	
Valentina Mirtič	BG/BRG St. Veit an der Glan	



1. Platz

Sophie Gams
International School
Carinthia



Sophie Gams

Name: Gams

Vorname: Sophie Victoria

Geburtstag: 07. 05. 2009

Schule: International School Carinthia

Klasse: MYP 5A

Interessen: Tiefsee, Stofftiere, Gammedesign, Filmproduktion, Videospiele, Animatroniken

Lieblingsfach: Design, Mathematik

Lieblingsbuch: "Ich, neben der Spur: Mein Hund ist doof, die Welt ist schlecht und ich weiss auch nicht mehr weiter" von Allie Brosh

Freiheit besteht aus Geräuschen. Kleine Laute und leises Sprechen im Raum. Ein wiederholendes, konstantes Rauschen. Das Grummeln einer Heizung. Das statische Zischen, das meine Kopfhörer manchmal abgeben. Die kleinen Wellen, die gegen das Land schlagen. Der Wind, der elegant durch die Bäume jagt. Das Herzschlagen, das ich durch meine Ohren höre, wenn ich mich auf mein Kissen lege. Das Schnurren meiner Katze. Das leichte Klopfen der Regentropfen auf meinem Fenster. Die schwankende Stimme, in der ich mir selbst sage, wie toll ich heute wieder war.

Freiheit besteht aus Farben. Ein Schwarz, in dem ich tief versinken darf. Ein hypnotisierendes Weiss mit rasenden Punkten. Ein friedliches Blau. Eine sanfte Hand, die mich streichelt in der Form von Grün. Farben, die mich an meine vergangenen Kinderjahre erinnern. Vielleicht das stille Rot eines Stuhles, der in der Ecke sitzt. Vielleicht ein kindisches Pink von einem Shirt. Vielleicht ein berührendes Lila.

Freiheit besteht aus Gedanken. Ein Zug, der mit mir rasend durch ein riesiges rotes Mohnfeld fährt oder doch durch die Leere. Kleine Gespräche, die ich mit mir selbst führe, weil ich doch noch nicht so vertrauen kann. Freunde, die ich noch nicht kennenlernen kann. Fakten, an die ich mich nicht mehr so erinnern kann. Trauer, um das, was ich verloren habe. Die Authentizität meiner Trauer, meiner Freude, meiner Liebe.

Freiheit besteht aus Orten. Mein Zimmer, mein echtes Zuhause. Mein Bett, mein Stuhl, mein Teppich. Der steinerne und kühle Boden in der Küche. Die ebenso gemachten Treppen, auf die man sich so bequem setzen kann. Der See,

der auf einem höheren Berg liegt, wo eine kleine Kuhle mir einen Sitzplatz gibt, um meine Füße ins Wasser zu strecken, ohne groß nass zu werden.

Freiheit besteht aus Gegenständen. Die zwei weichen Hände, die mir die Ohren verschließen, wenn alles zu viel wird, meine Kopfhörer. Mein Plüschtier als meine nächtliche Umarmung. Meine Wärme, die aus Decke und Bett besteht. Wenn ich ein Video schaue, mein ehrliches Lachen. Eine neue Schale und Besteck, die mit mir auf mein Essen warten.

Freiheit besteht aus Momenten. Wenn ich nicht alleine mit meinen Gedanken bin, und jemand mir zuhört, wenn es nur ich selbst bin. Wenn jemand mit mir redet, ohne dass ich zurückreden muss. Das Gefühl, wenn ich jemanden sehe, dem ich glauben könnte, das Lächeln wäre für mich gemeint. Der Moment, wenn ich leise stehe und mein Blick auf etwas einfriert. Wenn ich schnell fahre oder jemand schnell mit mir fährt, oder auch wenn jemand mich fährt. Es besteht aus Momenten von Schmerz und Momenten ohne.

Freiheit besteht aus Nichts. Das Endlose und das Ende. Der Tod und der erste Augenblick des Lebens. Das tiefe Dunkel, wenn ich meine Augen schließe und das Rauschen von meinem Blut, das sich doch durch die Stille gemogelt hat. Das Loch im Inneren meines Kinderherzens, das seit Jahren geflickt sein soll und das zeitlose Gefühl der Verlorenheit.

Freiheit besteht aus Vielem. Rasende Gedanken von Ideen, die ich mir mit einem Lächeln anhören kann. Die Vorstellung an jemanden, der bei mir sitzt. Der Genuss eines kompletten Gesprächs. Doch auch das endlose Kreischen eines

Liedes, das meine Ohren überflutet mit Instrumenten, Stimmen, Lautstärken, Gefühlen und Worten. Und eines, das nur aus den Tönen eines Klaviers entsteht und ruhig fließt.

Dennoch steckt Freiheit in mir. Meine Geräusche, meine Farben, meine Gedanken und meine Orte. Meine Gegenstände, meine Momente, mein Nichts und mein Vieles. Am Ende bin ich der Mensch, der mir Freiheit gibt. Der entscheidet, was mir Freiheit gibt. Aber ob diese Sachen auch dir Freiheit geben könnten? Ich wünschte, du könntest es verstehen. Ich würde doch so gerne mit dir frei sein.

Es gab in diesem Jahr wieder viele interessante Texte. Besonders herausragend war der Text mit dem Satz „Freiheit besteht aus Geräuschen“ beginnt, in dem der Autor / die Autorin den abstrakten Begriff Freiheit auf ungewöhnliche Weise mit konkreten Alltagsgegenständen und sinnlichen Wahrnehmungen verknüpft und so auf eine neue Art das Denken für den Begriff Freiheit öffnet.

Robert Woelfl, Jury



2. Platz
Valerie Kratky
 Sir Karl Popper Gymnasium,
 Wien



Valerie Kratky



Lieblingsbuch / Lieblingsautor:in:
 "Nicht weg und nicht da" von Anne Freytag

Hobbys & Interessen:
 Volleyball, Klavier und lesen/schreiben

Warum ich gern schreibe:
 Beim Schreiben kann ich Gefühle und Gedanken ausdrücken, die ich beim Sprechen oft nicht richtig in Worte fassen kann. Ich liebe es, in Geschichten einzutauchen und immer wieder neue Schreibstile kennenzulernen.

Was mich inspiriert:

- Themen die mich Beschäftigen (Gleichberechtigung, Klimawandel)
- Träume und Geschichten, die ich mir ausdenke
- Andere Bücher
- Musik
- Zwischenmenschliche Beziehungen
- Verschiedene Phasen des Lebens

Mein eingereichter Text heißt:
 Weg von dir!

Worum es darin geht:
 Es ist die Geschichte eines stillen Kampfes – der Zwiespalt, jemanden zu lieben, der einem wehtut. Der innere Konflikt zwischen Hoffnung und Selbstschutz. Und schließlich das Aufatmen, die Freiheit, wenn man die Kraft findet, sich aus einer missbräuchlichen Beziehung zu lösen.



Weg von dir!

Ich sehe es klar vor mir. Als würde ich meine Situation von außen betrachten. Als würde ich über mir schweben und auf mich herabschauen wie auf eine Gefangene. Gefangen von dir, aber eigentlich bin selbst schuld. Ich habe mich wie mit Ketten an mein eigenes Leben gefesselt.

Man denkt immer, es sei so leicht, eine toxische Beziehung zu verlassen. Warum verlässt man den anderen nicht schon bei den ersten Anzeichen von Missbrauch? Das habe ich mich früher auch immer gefragt. Vor dir.

Oft liege ich nachts wach und schaue aus dem Fenster. Schaue den Bäumen zu, wie sie sich im Wind wiegen. Betrachte den Mond, der ein zartes Licht auf den Weg wirft und die kleinen Straßenlaternen am Wegesrand. So ruhig. So ruhig möchte ich auch mein Leben haben. Frei von Streit, frei von Manipulation, frei von Gewalt. Wie sehr wünsche ich mir, dass du aufhörst. Dass wir uns einfach lieben könnten, ohne Schmerz und Tränen. Doch obwohl ein Teil von mir weiß, dass es nie so sein wird, klammere ich mich an diese Hoffnung. Du wirst dich nicht ändern – das weiß ich. Ich will akzeptieren, dass du schrecklich bist. Aber das bist du nicht. Du bist nicht schrecklich. Ich kenne alle Seiten von dir. So viele gute, die ich lieben gelernt habe. Aber auch so viele schlechte, die ich verabscheue. Für die ich dich hasse.

Ich warte schon zu lange. Glau-
be dir schon zu lange, dass deine
Versprechen nicht nur leere Worte
sind. Dass es dir leidtut und dass
es nicht wieder vorkommen wird.
Aber du bist ein Lügner. Jedes Mal
zeigst du mir, dass du dich nicht
änderst. Jedes Mal suche ich Aus-

reden, warum es nicht so schlimm war. Ich rechtfertige dein Verhalten, finde Gründe, dir zu verzeihen. Und dennoch bin ich dazu verdammt, dich zu lieben. Trotz allem stelle ich mir immer wieder eine Zukunft mit dir vor. Eine Zukunft, in der alles gut ist. Alles friedlich.

Ich bringe es nicht übers Herz darüber zu sprechen, was du mir antust. Was passiert, wenn du die Kontrolle verlierst. Denn ich schäme mich. Ich schäme mich – dafür, dass ich mich dir unterwerfe. Dafür, dass ich mich nicht wehre, dir immer wieder verzeihe und bei dir bleibe. Und hoffe.

Am meisten schockiert mich, dass ich nicht mehr außer mir bin vor Wut oder Enttäuschung. Ich bin einfach nur müde. Schwach und müde, weil sich alles ständig wiederholt. Immer und immer wieder, wie in einer Endlosschleife. Wann habe ich angefangen, es zu akzeptieren? Wie ist es dazu gekommen? Doch jetzt ist Schluss. Es reicht. Ich habe oft daran gedacht, dich zu verlassen – meine Sachen zu packen und zu gehen. Es wird Zeit. Natürlich wird es schwer, den Menschen zu verlassen, den man liebt. Doch bei dir zu bleiben und mich dabei selbst zu zerstören, ist keine Lösung. Ich verlasse dich. Meinetwegen. Aber auch für all die anderen Frauen, die dasselbe durchgemacht haben und nicht gehen konnten.

Es ist egal, was du tust oder sagst. Du kannst deine Taten nicht ungeschehen machen. Du kannst nicht einfach weitermachen, als wäre nichts gewesen, während du mich zerstört hast. Es spielt keine Rolle, ob du mich liebst oder ob du dich ändern willst. Jede Tat, jeder Schritt in Richtung Missbrauch ist einer zu viel. Egal, wie oft es passiert ist, egal, wie „schlimm“ es war – es ist immer zu weit. Du bist zu

weit gegangen. Ich will frei sein. Frei von dir. Und der einzige Weg, meine Freiheit zu erlangen, ist, von dir wegzugehen.

3. Platz
Sophia Knoll
IBG, Klagenfurt



Sophia Knoll

Freiheit

hRegen prasselt auf die Straßen, und alles glitzert, als wäre die Welt frisch poliert. Es riecht nach nassem Asphalt, nach etwas Ehrlichem. Autos rauschen vorbei, doch niemand schaut hin. Die Menschen haben sich in ihre Häuser zurückgezogen, aber hier draußen, mitten in der Kälte, fühlt es sich an, als wäre das Leben ein kleines bisschen größer. Da ist etwas in der Luft, das nicht greifbar ist. Vielleicht ist es nur die Nacht, die sich so anfühlt, als wäre sie voller Möglichkeiten. Der Mond hängt schief über den Dächern, still, aber nicht teilnahmslos. Er sieht alles. Die einsamen Spaziergänge, die Gedanken, die niemand laut ausspricht, die kleinen Fluchten, die sich so gewaltig anfühlen.

Es gibt eine bestimmte Art von Stille, das Ticken der Uhr, das Surren des Kühlschranks, die nur entsteht, wenn du allein bist, vielleicht auch einsam. Und so steht



Name: Sophia Knoll

Geburtsdatum: 30.07.2010

Alter: 14 Jahre

Wohnort: Ebenthal in Kärnten

Frühere Wohnorte:

- Wien (bis 7 Jahre)
- Oberösterreich (7–10 Jahre)
- Kärnten (seit dem 10. Lebensjahr)

Schule: Ingeborg-Bachmann-Gymnasium

Klasse: 4. Klasse Gymnasium

Augenfarbe: Grün-Braun

Haarfarbe: Dunkelblond mit helleren Strähnen vorne, schwarz gefärbt
(leider)

Größe: 1,67 m

Hobbys und Interessen:

- Musik hören
- Kreatives Schreiben
- Psychologie, Philosophie
- Geschichte
- Sprachen (Englisch, Deutsch)
- Tennis

sie eines Nachts mitten auf der Straße, in den Stimmen, die die Dunkelheit zerreißen. Freiheit ist das Lachen von Teenagern auf den Straßen. Sie riechen nach Alkohol, und dem Wunsch, gesehen zu werden. Ihre Stimmen hallen durch die Nacht, roh und ungeschliffen, wie ein rebellischer Ruf, den niemand stoppen kann. Sie sind laut, sie stolpern, sie schreien, als wollten sie die Welt zwingen, ihnen zuzuhören. Es ist kein schöner Anblick, aber ein ehrlicher. Freiheit ist scharf, wie eine Messerklinge und manchmal tut sie weh, doch sie ist echt. Die Menschen wissen nicht, wohin sie gehen, aber sie gehen – und das ist alles, was zählt. Die Straßen glänzen noch immer vom Regen in den Pfützen, in denen sich vorbeihuschende Menschen mit so vielen verschiedenen Geschichten spiegeln. Die Nacht trägt die Rufe davon, und der Mond schaut zu – ein stiller Zeuge von

etwas, das niemand fassen kann, aber jeder fühlt.

Freiheit ist kein großes Versprechen. Sie ist nicht laut, nicht überwältigend. Manchmal ist sie kaum mehr als ein Gefühl, das sich langsam einschleicht. Vielleicht ist es der Moment, wenn der Regen auf das Gesicht trifft und du beschließt, den Schirm nicht aufzuspannen. Nicht, weil du keinen hast, sondern weil du es nicht willst.

Es ist eine kleine Entscheidung, fast unsichtbar, aber sie gehört dir. Freiheit hat nichts mit großen Gesten zu tun. Sie ist der Moment, in dem jemand barfuß durch eine regennasse Gasse läuft, das kühle Wasser zwischen den Zehen spürt und endlich lacht. Sie ist der erste Atemzug, wenn du nach langer Zeit wieder draußen stehst, die Welt weit und offen vor dir, ohne Mauern, ohne Gitter.

Sie ist der Moment, in dem jemand auf einer Bühne in einem Stuhl in

einer Schule sitzt und die Wahrheit sagt, obwohl ihr die Knie zittern. Freiheit ist das Paar, das sich am Bahnhof verabschiedet, mit Tränen in den Augen, aber ohne Bedauern, weil sie wissen, dass sie gehen müssen, um glücklich zu sein. Aber Freiheit kann auch missverstanden werden. Wie der Schrei aus dem Wald, der dir eine Gänsehaut über den Rücken laufen lässt und bei dem du denkst, das etwas passiert ist.

Sie ist das heimliche Treffen zwischen einem jungen Mädchen und ihrem Freund, dass der beschützerische Vater jeden Moment entdecken könnte. Sie ist die Angst davor, niemals das zu erreichen, was du dir immer gewünscht hast, die Angst davor für immer allein zu bleiben.

Denn wenn dich morgens niemand weckt

Und abends niemand neben dir einschläft, wie nennst du es dann?

Freiheit....

Oder Einsamkeit?



Wann hört Freiheit auf, wann beginnt sie? Wie beeinflusst die Freiheit der einen Person die Freiheit der anderen? Und: Was ist Freiheit überhaupt? Wie die Vielfalt der Texte zeigt, gibt es unendlich viele Formen von Freiheit. Die Texte beweisen eindrucksvoll, dass Freiheit nicht nur eine einzelne, allgemein gültige Bedeutung hat, sondern dass es sozusagen jedem freisteht, Freiheit für sich zu definieren.

Claudia Mann, Jury



Was ist Freiheit – wo beginnt sie, wo endet sie?

In den eingereichten Texten dieses Wettbewerbs habe ich erlebt, wie junge Stimmen Freiheit in all ihren Facetten erkunden: sei es als Tagebucheintrag über persönliche Einschränkungen, als poetische Reflexion über die Sinne, als kraftvolles Manifest gegen Ungerechtigkeit, als tierischer Kampf gegen berufliche Zwänge oder als eindringlicher Monolog über den Mut, sich aus einer toxischen Beziehung zu lösen.

Es war beeindruckend zu sehen, wie unterschiedlich ihr euch diesem Thema genähert habt. Ihr habt gezeigt, dass Freiheit nichts Selbstverständliches ist und jeder Mensch sie anders empfindet – als Genuss, als Sehnsucht oder auch als Angst, sie zu verlieren.

Schreiben bedeutet, sich Gehör zu verschaffen und ihr habt das auf beachtliche Weise getan. Eure Worte sind ein Ausdruck von Freiheit, nutzt sie weiterhin! Herzlichen Glückwunsch an alle, die mitgemacht haben!

Elisabeth Wulz, Jury



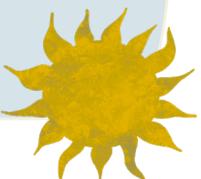
Was steckt im Wort „Freiheit“?

„Die Welt hat nie eine gute Definition für das Wort Freiheit gefunden“, bedauerte schon Abraham Lincoln, der 16. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika. Sein Nachfolger Donald Trump, bereits 47. Präsident dieser einflussreichen Weltmacht, sah seine Angelobung zur zweiten Amtseinführung als „Tag der Freiheit“. Doch diese großspurig verkündete Unabhängigkeit des demokratischen Landes gilt mittlerweile nicht für alle – keinesfalls für Minderheiten, Flüchtlinge, Frauengruppen, Andersgläubige, Trump-Kritiker, gewisse Justizbeamte, unbeugsame Journalisten, führende Wissenschaftler und unbequeme Uni-Professoren. Immerhin zeigt sich die weltberühmte Harvard-Universität, die bisher 29 Nobelpreisträger hervorgebracht hat, von Droggebärdens ihres polternden Regierungschefs unbeeindruckt. Die US-Eliteuni, deren Etat mit einem einzigen Federstrich um Milliarden gekürzt worden ist, bekämpft das System eines Möchtegern-Autokraten und den damit einhergehenden scheibchenweisen Abbau des Rechtsstaates. Die Uni-Führung setzt sich weiterhin für die Freiheit von Forschung und Lehre ein, verweist auf faktenbezogenes Wissen und will das Wort „Menschenrechte“ nicht zur hohen Phrase verkommen lassen. Mittlerweile scheint sich sogar die im New Yorker Hafen aufgestellte 93 Meter hohe Freiheitsstatue über Mister Trumps holprige Aussagen zu wundern. Und ein französischer Politiker forderte ernsthaft die Rückgabe der „Lady Liberty“. Bekanntlich hatte Frankreich vor rund 140 Jahren den USA die Kupferstatue geschenkt – als sichtbares Zeichen der Unabhängigkeit und gegen jede Art der Tyrannie.

Maxim Gorki schrieb: „Die Gedankenfreiheit ist die einzige wahre und die größte Freiheit, die der Mensch erreichen kann“. Sollte man ihm beipflichten oder auf Friedrich Schillers Zitat verweisen: „Die schönsten Träume von Freiheit werden ja im Kerker geträumt“. Da fällt einem zunächst Nelson Mandela ein. Aber auch Martin Luther King, Shirin Ebadi, Mahatma Ghandi, Anne Frank, Aung San Suu Kyi oder Anna Politkovskaja – unermüdliche Kämpfer für den Frieden und gegen soziale Ungerechtigkeiten. Dazu gesellt sich ein Heer der Namenlosen, die sich in ihrem Land mit dem eigenen Leben für Demokratie und Selbstbestimmung eingesetzt haben. Einige verweisen auf den Schriftsteller Jean-Jacques Rousseau, der meinte: „Die Freiheit des Menschen liegt nicht darin, dass er tun kann, was er will, sondern dass er nicht tun muss, was er nicht will“.

Täglich erleben wir auf dieser Welt Unterdrückung, Ausbeutung, Knecht- und Gefangenschaft, Sklaverei, Folter, Zensur, Überwachung, Schikanen und das Ignorieren von Menschenrechten. Mit einem Wort: Unfreiheit. Das betrifft gewisse Gemeinschaften, spezielle Gruppen, ganze Völker und manchmal das einzelne Individuum. Was liegt also näher, als den Begriff „Freiheit“ einmal zu definieren und sich über diesen Ausdruck Gedanken zu machen oder „rundherum“ eine eindrucksvolle Geschichte zu „basteln“? Schülerinnen und Schüler haben sich deshalb beim 33. Junior Bachmann Literaturwettbewerb mit einem wichtigen und höchst aktuellen Thema beschäftigt. Und das Ergebnis ist lesenswert! Als Jurymitglied (13 bis 15-Jährige) bin ich auch heuer von der guten Qualität, der grenzenlosen Fantasie, der beispielhaften Formulierungskunst, dem gezielten Einsetzen der Sprache und der festgehaltenen Kopfgeburten angenehm überrascht. Und wieder muss der Juror Beurteilungen vornehmen, obwohl die meisten der vorliegenden Arbeiten eine Auszeichnung verdient hätten. Dabei handeln die kraftvollen Formulierungen von inneren Einstellungen, zermürbender Einsamkeit, Streben nach Gerechtigkeit, Tier-Vergleichen, Familien-Schicksalen bis hin zu Terror und Krieg. Auch gefühlvolle Gedichte, von jungen Zeilentanzern mit aufwühlenden Emotionen verfasst, stechen ins Auge. Um talentierten Schreib-Nachwuchs an Kärntens Schulen muss man sich also nicht sorgen. Das wiederum spricht für die zuständigen Pädagogen, Professoren und Schulleiter, die den jungen Menschen den Zugang zur Literatur ermöglichen und die Lust am Lesen und Schreiben fördern.

Harald Raffer, Jury



Alexander ter Voert
Anette-von-Droste-Hülshoff
Gymnasium, Düsseldorf

**Freiheit
für die Arbeiterbienen**

Hallo? Darf ich mich kurz vorstellen? Also, mein Name ist MCL 376, aber meine Freunde nennen mich Michael. Wenn ich so darüber nachdenke, nennt mich eigentlich nur mein bester Freund Fred so. Ich weiß nicht mal, wofür MCL steht. Nun, ich bin eine Biene. Keine arrogante Honigbiene, die von Blüte zu Blüte fliegt und Pollen sammelt, die Glücklichen. Nein, ich bin eine Arbeiterbiene und kümmere mich im Distrikt QJ7E des Bienenstocks V13 um die Befüllung der Honigwaben. Ich bin also eine ziemlich unauffällige, durchschnittliche Biene.

Allerdings habe ich eine geheime Sehnsucht, von der ich bisher nur Fred erzählt habe: Ich möchte unbedingt die große, weite Welt außerhalb unseres Bienenstocks sehen. Doch wir Arbeiterbienen dürfen den Stock nicht verlassen und seitdem ich versucht habe, es trotzdem zu tun, haben die Wachbienen ein Auge auf mich. Doch es zieht mich einfach nach draußen, dahin wo die Bienen frei und glücklich sind. Zumindest in meiner Vorstellung. Und ich habe auch schon einen Ausbruchsplan, doch dafür brauche ich meinen Freund Fred, der als Wachbiene arbeitet. Heute ist Bienntag, ein Tag vor der großen Honigfeier und nach meiner Schicht habe ich Fred zu mir eingeladen. „Hey, was macht eine Wachbiene am liebsten?“, fragt er mich als er ankommt. „Keine Ahnung“, antworte ich wahrheitsgemäß. „Sie fliegen auf Streife“, prustet er los. „Hör zu, ich brauche dich morgen, um hier auszubrechen“, flüstere ich. Doch er erwidert nur: „Das kann ich nicht machen. Es

ist zu gefährlich.“ „Und wenn ich dir von meiner Arbeit den Honig aus einer Wabe besorge? Du liebst doch immer noch Honig, nicht wahr?“, frage ich ihn. „Das ist natürlich ein Angebot, das ich nicht ausschlagen kann. Manchmal bist du wirklich noch heimtückischer als eine Wespe“, meint er hin- und hergerissen. Aber letztendlich stimmt er zu, mir zu helfen.

Es wird mein großer Tag, das spüre ich in meinen Fühlern. Da alle mit den Feierlichkeiten des Honigtages beschäftigt sind, sollte es nicht schwer sein, den Bienenstock heimlich zu verlassen. Also fasse ich mir ein Herz und fliege möglichst unauffällig zu der Schleuse AD 39, denn hier hält Fred Wache. „Wo ist der Honig?“, fragt er leise, als ich ankomme. „Steht schon in deiner Wohnwabe“, flüstere ich. „Hör mal, wenn das hier schief geht, wird der Rat der allmächtigen Königin uns die Leiber zerstechen“, wispert er ängstlich. „Ach, wird schon schief gehen“, erwidere ich. „Was man nicht alles für ein wenig Honig macht“, seufzt er, als er die Schleuse öffnet. Ich durchfliege sie und sehe den Torbogen, der den Ausgang markiert. Ich passiere ihn und bin frei. Das fühlt sich so gut an.

Ich fliege eine Weile umher und freue mich, dass ich endlich die Welt außerhalb des Bienenstocks erforschen kann, als ich plötzlich ein leises Stimmchen wimmern höre. Unter einem Eichenblatt kauert eine kleine Hummel und weint. „Was ist denn los?“, frage ich sie. „Sie haben mich gefeuert“, ruft sie tränenüberströmt. „Wer?“, löchere ich die Hummel weiter. „Mein Hummelstaat, sie haben mich einfach so raus geworfen. Der Vorsitzende hat nur, ohne groß hinzusehen, ein Formular unterschrieben. Dabei dachte ich, er wäre mein Freund“, schluchzt sie. „Warum?“,

frage ich erstaunt. Die Stimmung der Hummel ändert sich. Jetzt antwortet sie beschämmt: „Weil ich unüberlegt aus Versehen ein Mitglied des Senats als störrische Wespe beleidigt habe.“ „Das ist doch gar nicht so schlimm. Und du hast ja jetzt einen neuen Freund“, tröste ich die Hummel. „Super“, ruft sie schon fast wieder obenauf, doch dann stockt sie und fragt nach einer Weile, „Wen denn?“ „Na mich. Ach übrigens ich bin MCL 376, aber meine Freunde nennen mich Michael“, entgegne ich. „Na dann, hallo Michael, ich bin Estrella. Zusammen werden wir sicher viele Abenteuer erleben“, sagt sie. „Na dann los“, erwidere ich und wir machen uns gemeinsam auf den Weg.

Nach einiger Zeit kommen wir auf eine große Blumenwiese. „Wow, so viele Blüten. Heißt für uns, sehr viel Nektar!“, kreischt Estrella. Aber ich stocke und sage beschämmt: „Ich weiß aber gar nicht, wie man Nektar sammelt.“ „Du, eine Biene, weißt nicht wie man Nektar sammelt? Ich meine, gerade du solltest das doch wissen“, ruft Estrella. „Nein ich war eine Arbeiterbiene, keine Honigbiene“, erklärt sie mir, „im Bienenstock habe ich nur die Waben mit dem fertigen Honig befüllt.“ „Ok, guck mal, es ist ganz einfach, du setzt dich auf den Blütenkopf und suchst auf ihm nach Nektar und Pollen. Den Nektar trinkst du und die Pollen nimmst du mit zur nächsten Blüte“, sagt Estrella, während sie von Blume zu Blume fliegt, „probier es mal.“ Also fliege ich zu einem der Blütenköpfe, setze mich darauf und rutsche im gleichen Moment wieder runter. „Was bist du denn für ein Grünschnabel“, ruft plötzlich jemand. „Ich bin GRG 790, auch genannt George, und wer seid ihr?“ George ist eine magere, ziemlich mitgenommen aussehende Biene mit nur noch einem Fühler.



Ohne Frage eine Wildbiene, denke ich mir. „Das ist MCL 376, ihn nennt man aber Michael und ich bin Estrella, die Hummel“, stellt Estrella sich und mich vor, „wir suchen Unterschlupf und Nahrung.“ „Dann kommt mit zu mir nach Hause“, meint George.

„Unter einem ‚Zuhause‘ habe ich mir was anderes vorgestellt“, maule ich, als wir angekommen sind. Die „Unterkunft“ von George gleicht mehr einem Schrottplatz aus Wachs und Unrat der Menschen. „Es wird für uns reichen“, entgegnet George ruhig, während er uns in einen seltsamen Turm aus Pappe führt, welcher mich irgendwie an ein umgedrehtes Trinkgefäß erinnert. Drinnen angekommen, erwartet uns bergeweise Nektar. „Juhu!“, schreit Estrella neben mir. „Nicht so laut“, ermahnt George sie, „denn in der Nähe ist seit neuestem ein Wespennest und ich will nicht, dass sie uns hören. Und jetzt esst.“

Die Nacht ist schon herein gebrochen, als Estrella endlich aufgehört hat zu essen. „Aus welchem Stock kommst du eigentlich?“, frage ich neugierig. „Nun, ich komme aus dem Bienenstock JK71“, antwortet George, „und ich war noch ein Kind, als die Wespen kamen und alles zerstörten. Sie nahmen mir meinen linken Fühler und alle, die mir wichtig waren. Sie nahmen sie mit und verfütterten sie an ihre Larven. Ich war der einzige, der überlebte.“ Plötzlich hören wir ein Brummen. „Wenn man vom Teufel spricht“, schimpft George, „das sind die Wespen. Sie haben uns wohl doch bemerkt. Wir müssen hier weg.“

„Nicht so schnell!“, ruft auf einmal eine Wespe, die im Eingang aufgetaucht ist, „Schwestern, schnappt sie euch!“ „Wir müssen hier raus“, kreischt Estrella. „Die Decke, sie

ist lose“, schreit George, „wenn wir gemeinsam dagegen stoßen, sind wir frei.“ Also fliegen George, Estrella und ich so fest wie wir können gegen den Pappdeckel. „Schnell sie kommen immer näher“, rufe ich hektisch. Da startet Estrella noch einen zweiten Anlauf und wir sind endlich frei. So schnell unsere Flügel uns tragen, fliegen wir in die Nacht hinaus. „Puh, gerade noch so gerettet“, schnauft Estrella, als wir in sicherer Ferne ein Plätzchen zum Ausruhen gefunden haben. „Hier können wir nicht bleiben“, meint George, „wir brauchen eine neue, sichere Bleibe.“ „Ich wüsste da was“, murmele ich.

Und so kehren meine neuen Freunde und ich zurück dahin, wo alles angefangen hat: in den Bienenstock V13. Dort hat sich zu meiner Überraschung aber während meiner Abwesenheit viel getan. Meine Flucht ist nicht unbemerkt geblieben und meine ehemaligen Kollegen haben sich große Sorgen um mich gemacht. Dabei stellte sich heraus, dass es außer mir auch noch andere Arbeiterbienen gab, die den Stock auch gerne mal verlassen würden. Sie haben daraufhin bei der Königin vorgesprochen und um mehr Freiheit für alle Bienen gebeten. Nun sind alle Schleusen für jeden geöffnet und jeder kann den Bienenstock verlassen, wann immer er will. George und Estrella werden sogar in unser Volk aufgenommen und ich habe nun meine Freiheit und zwei Freunde mehr.

Anna-Sophie Grandits
International School
Carinthia

INGEBORG BACHMANN
Ist die Freiheit definierbar?

Freiheit. Das Wort brennt. In mir löst es eine Flamme aus, welche ich nicht mehr löschen kann. Es

ist ein Drang, der mich treibt, auch wenn mir zwar wieder einmal nicht bewusst ist wohin. Es ist wie eine Karte, die den Weg weist, doch ohne klares Ziel. Es ist ein Wort, welches wie ein Versprechen klingt. Es riecht nach Sommerregen. Schmeckt nach salziger Meerluft. Doch schlussendlich, fühlt es sich für mich an wie ein Sprung ins kalte Wasser. Ich erfriere. Wir sehnen uns nach dieser Freiheit, doch haben wir sie je hinterfragt? Was bedeutet sie wirklich?

Was ist die Freiheit, frage ich mich? Gibt es überhaupt eine klare Definition?

Ich schlage den Duden auf. Freiheit. Substantiv. Feminin. Es wird definiert, als das Recht, etwas zu tun. Die Wahl zu haben. Frei von Verpflichtungen oder Bindungen zu sein. Ist das jedoch wirklich die Freiheit, die ich will?

Es ist ein Wort, welches sich so leicht aussprechen lässt. Es legt sich wie Seide an meinem Körper. Als wäre die Freiheit einerseits so nahe, doch irgendwie so weit entfernt. Es fühlt sich an wie der Wind, der mich umgibt. Trägt. Atmen lässt. Doch bleibt er unerreichbar. Unsichtbar. Doch ich spüre den Windstoß, als er mir die Haare aus dem Gesicht weht. Ist es aber vielleicht nur ein Gefühl? Nur ein Zustand?

Ist die Freiheit auch unsichtbar, so wie die Mauern, die uns umzingeln? Ich fühle mich gefangen. Die Erwartungen. Die Regeln. Die Stimmen. Die Menschen, die uns sagen, was wir zu tun haben. Die mir diese ersehnte Freiheit nehmen. Sie bilden einen Käfig um mich herum. Es fühlt sich an, als würde es keinen Ausweg geben. Ist das jedoch, wie Freiheit wirklich aussehen sollte? Die Freiheit klingt für mich zumindest anders.

Wir leben in einer Welt, die fremdbestimmt ist. Die Stimmen sagen

uns, wie wir aussehen sollen, was wir anziehen zu haben, ob wir zu dick oder vielleicht doch zu dünn sind. Sie schreien. Sie flüstern. Sie bewerten. Sie geben uns Vorschriften. Als würden sie uns eine Anleitung geben, wie wir einen Schrank aufbauen sollten. Sie stecken uns in Schubladen, ohne dass wir überhaupt wirklich wissen, wer wir sind. Alles wird gemessen, verglichen und schlussendlich bewertet. Dein Körper. Deine Noten. Deine Träume. Deine Ziele. Deine Gedanken. Ich stehe irgendwie vor einem unsichtbaren Spiegel. Einem Spiegel, der mir sagt, was an mir nicht genug ist. Was ich verändern sollte. Ich fühle mich, als würde ich dazu gezwungen werden, jemand anderes zu sein. Doch ich will doch einfach nur ICH sein. Ich will doch nur frei sein. Doch in dieser Welt bedeutet dies Mut. Es bedeutet den Mut zu zeigen, von dieser Fremdbestimmung zu flüchten. Sie zu ignorieren. Diesen Stimmen aus dem Weg zu gehen. Oder vielleicht ihnen doch entgegenzuschreien? Was auch immer der Ausweg wäre, ich will hier raus.

Irgendwie sind wir nur Puppen, die nach einem Drehbuch handeln, welches die Menschen um uns herum geschrieben haben. Wir verstecken uns hinter einer Fassade, die uns einerseits schützen sollte. Doch andererseits fühlt es sich für mich ans, als würde ich ersticken. Wo ist die Freiheit hin?

Ich glaube, die Freiheit bedeutet vielleicht, uns doch zu trauen zu fallen. Den Mut zu beweisen, dass wir einfach wir selbst sein können. Tja, Freiheit ist nicht perfekt. Es gibt keine klare Definition: Es ist chaotisch, manchmal schmerhaft, aber dann kann es doch wieder schön sein. Es ist der Moment, in dem du dich dazu entscheidest zu fallen, aber dann wieder umso stärker aufstehst. Dich auffangen

lässt, von diesem Wind, der uns umgibt. Es ist der Moment, in dem du dich selbst findest, auch wenn es vielleicht bedeutet, dass du dich kurz selbst verlierst. Doch schlussendlich ist es nicht nur eine Antwort oder ein Ziel. Es ist das Feuer, das in uns brennt und uns so leben lässt, wie wir uns das erträumen. Doch Freiheit gleicht einem Paradox. Einerseits ist es wie ein Geschenk, doch kostet sie uns viel. Doch ich will genau DIESE Freiheit

Benedikt Muhri
Bischöfliches Gymnasium,
Graz

Marmor-Bomben

Sie schaut zum Mond. Durch das kleine Fenster. Wie sie durch die Nacht zieht. Mit dem Wind stellt sie sich vor, fliegen mit dem Wind. Zu den Sternen und darüber hinaus. Einfach nur weit weg. Weg von hier. Wie Peter Pan. Oder wie die Zugvögel, die im Winter ganz weit weg fliegen. Dorthin will sie auch. Sie spürt ihre Beine. Möchte sich irgendwohin setzen. Doch hinter ihr ist kein Platz. Sie zieht weiter. Durch die düstere Landschaft. Sie dreht sich um nach ihren Eltern. In einer Ecke haben sie sich hingesetzt und kauern dahin. Wie erbärmlich das hier doch alles ist. Sie beginnt wieder an ihren Zöpfchen zu kauen. Aber wenn sie ankommen wird wieder alles gut. Dann kann sie auch endlich aus diesem stinkenden Loch hinaus. Ein kleines Fenster. Ihr kleines Fenster. Aus dem sie die Welt vorbeiziehen sieht. Viele Leute hier haben es schon nicht mehr ausgehalten und sind gegangen. Auch ihre kleine Schwester. Sie haben ihren Anblick nicht ertragen und die Tür geöffnet und sie hinausgeworfen. Einfach so in den Wald. Ihr kleiner Engel. Früher ist alles besser gewesen. Aber ist das nicht immer so?

Sie hat den Mond und ihr kleines Fenster. Und Peter Pan. Der Zug rumpelt über die Gleise.

Schon wieder dieses Beben. Es durchdringt ihren leeren Verstand. Ist es eine Bombe? Oder hat sie versehentlich den Sessel, auf dem sie sitzt, berührt? Sie kann es nicht einordnen. Sie kann nichts mehr. Außer atmen und denken. Ihre Hände sind frei, daher konnte sie ihre Augenbinde abnehmen und damit ihr Bein verbinden. Manchmal kommt auch ein Söldner herein und bringt ihr etwas zu essen. Zuerst wird sie natürlich gefoltert, aber dann bekommt sie etwas zu essen oder trinken. Schon wieder ein Beben. Es müssen Bomben sein. Bomben die ganze Zeit. Aber immerhin zeigt es ihr, dass sie noch lebt. Da öffnet sich die Tür. Ein Mann stürmt herein. Fällt über sie her. Schlägt sie. Vergewaltigt sie. Stellt ihr ein Glas Wasser hin. Verschwindet wieder. Und schon wieder eine Bombe. Wie es den Leuten wohl geht? Woher die Bomben wohl kommen? Ob sie noch in Israel ist? Ob die Söldner jemals aufhören werden, sie zu quälen?

Langsam kriecht die Sonne hervor. Ihr kleines Fenster bescheint das Loch mit einem Flackern von goldenem Licht. So golden wie der Sommer. So golden wie der Strand von La Ciotat. So golden wie die Zeit dort. So golden wie die Standuhr in ihrem Versteck. Und doch ist das Gold der Sonne irgendwie fahl und leer. Durch ihr kleines Fenster. Jetzt verlassen sie den Wald. Die Sonne verschwindet hinter einem großen Berg. Sie sieht eine Industrie Stadt. Sie ratteln vorbei. Auf einem Schild liest sie Katovice. Den Namen hat sie noch nie gehört. Egal. Sie fliegt vorbei. Und schließlich wird der Zug endlich langsamer. Sie hat so Hunger. So Durst. Sie will nur noch hinaus aus dem Loch. Weg von ihrem kleinen Fenster. Sie rol-



len durch ein Tor. Arbeit Macht Frei. Sie rattern noch ein paar Meter weiter und schließlich kommt der Zug zum Stehen. Ihr Flug ist vorbei. Kein Peter Pan ist gekommen um sie mitzunehmen. Sie sagt ihrem kleinen Fenster Adieu. Die Tür wird aufgestoßen. Frische Luft. Sonnenlicht. Ihre Eltern kriechen aus der Ecke und klettern über die Leichen der anderen. Hinaus ins Sonnenlicht. Jetzt wird alles gut. Es wird gut.

Sie nippt an dem Wasser. Es schmeckt alt und staubig. Sie muss damit sparsam sein. Es gibt nicht oft Wasser für sie. Sie spürt die Flüssigkeit ihre Kehle hinunterrinnen. Ihre trockene Kehle. Ihre vom Schreien heisere Kehle. Und wieder dieses Beben der Bomben. Wie als wollen sie sagen: Hier ist Naama. Holt sie doch endlich aus dieser Hölle. Aus der schwarzen trockenen Hölle. Doch die Bomben rumpeln weiter, ohne das sie jemand rettet. Ohne das sie jemand beachtet.

Die Eltern mussten auf die rechte Seite. Sie wurde auf die linke geschickt. Sie hört ein paar Männer schreien. Die Menge beginnt zu marschieren. Sie winkt ihren Eltern noch einmal zu. Die Menge zieht weiter. In ein Gebäude. Sie solle sich ausziehen und duschen. Dann wurde sie rasiert und tätowiert. Aber wurde sie nicht von

ihren Eltern getrennt, weil sie noch zur Schule musste? Warum musste sie dann unbedingt rasiert und tätowiert werden? Man schickt sie weiter. Sie bekommt neue Kleidung. Eine Art schwarz-weißen Pyjama. Sie muss fast darüber lachen, so komisch ist das Outfit. Wieder wird sie weiter geschickt. In einen großen Innenhof. Alles voller Männer. Am Rand stehen noch weitere, braun gekleidete Männer mit einer roten Schleife um den Oberarm. Sie haben alle Gewehre. Und manchmal erschie-

ßen sie einfach jemanden. Das ist keine Schule. Wo sind ihre Eltern? Sie will weg. Wieder fliegen. Doch sie wird wieder weitergeschickt.

Die Tür geht schon wieder auf. Diesmal ein anderer Söldner. Er macht trotzdem alles wie der andere, stellt ihr etwas zum Essen hin und schlägt die Tür zu. Wie lange sie noch sitzen wird? Die Bomben donnern. Ob sie ihre Eltern wiedersehen wird? Das Essen schmeckt klobig und dennoch so köstlich. Sie hat versucht einen Wärter zu fragen. Aber der schlug sie nur.

Sie schlägt auf den Stein. Mit aller Härte. Es löst sich ein Brocken. Sie schleppt ihn hoch. Steigt die Leiter wieder hinunter. Umgeht die vielen Leichen, von den Leuten, die einfach nicht mehr konnten. So wie sie. Sie kann nicht mehr. Sie will nicht mehr. Immerhin hatte sie erfahren, was mit ihren Eltern passiert ist. Die Sonne prallt gegen ihren Kopf. Sie steigt wieder hinauf. Wieder ein Block Marmor. Und wieder ein Funken ihres Lebens weg.

Die Tür öffnet sich. Zwei Söldner kommen herein. Tun wie immer. Nur diesmal bekommt sie kein Wasser. Sie wird geknebelt und gefesselt. Die Männer schleifen sie hinaus. Die Tür schlägt zu. Zum letzten Mal? Man zerrt sie in einen Jeep. Man fährt sie irgendwohin. Man wirft sie aus dem Auto. War sie jetzt frei? War das ein Trick? Wird ihre Familie sie finden?

Sie ist wieder oben. Doch sie steigt nicht mehr runter. Peter Pan ist nicht gekommen. Also wird sie nachsehen ob er auch in den Himmel fliegen kann. Sie legt ihren Stein ab, beginnt zu rennen. Richtung Tor. Richtung Freiheit. Richtung Peter Pan. Der Schuss trifft sie genau in der Brust. Wird er dort sein? Während sie fällt, liest sie: Arbeit macht Frei. Sie ist jetzt frei wie ein Vogel. Sie reitet auf dem Wind dahin. Zu Peter, ihrer

Schwester, ihren Eltern. Ein Auto nähert sich. Eine Hand hilft ihr auf. Ein Gedanke: Frei.

Caroline Hirtzi
BRG Korösi, Graz

Wünsch dir was

Und wie jedes Jahr am Silvesterabend schau ich auch dieses Mal wieder mit einem Lächeln in den Himmel, während sich die Feuerwerke in meinen Augen spiegeln und wünsch mir was. Aber dieses Jahr ist anders.

Dieses Jahr wünsch ich mir keine Gesundheit, Freundschaft oder Liebe.

Dieses Jahr wünsch ich mir Freiheit.

Freiheit für die Menschheit. Denn, während ich wie jedes Silvester einen Wunsch in den Himmel schicken kann, leben andere Menschen in purer Angst und Verzweiflung.

Denn Freiheit ist nicht die Angst vor den Bomben und Schüssen, die sie jeden Moment treffen könnten. Die Angst davor, dass ihre geliebten Menschen schon unter Schutt und Asche vergraben sind und die Angst, dass auch ihre Zeit jeden Moment kommen kann.

Freiheit ist nicht diese schreiende Verzweiflung, weil sie ihre besten Freunde, ihre treuen Begleiter - ihre Haustiere - nicht mehr finden können.

Sie sind entlaufen. Entlaufen aus den zertrümmerten vier Wänden, wo sie damals warm und sicher gelebt haben. Geflüchtet vor den ohrenbetäubenden Schüssen.

Freiheit ist nicht die Verzweiflung, weil Kinder hungern und niemand etwas dagegen tun kann. Die Trostlosigkeit, weil die ganze Familie im Unwissen lebt, wann geliebte Männer, Söhne und Väter wieder aus dem Krieg zurückkommen oder ob sie überhaupt noch am Leben sind, ob es den vermissten Frauen der Familie gut geht oder ob sie schon unter Folter leiden. Es sind ja nur Frauen...

Freiheit ist nicht Angst und Verzweiflung, der Kampf um Leben und Tod. NEIN!

Freiheit ist von allen akzeptiert zu werden, egal welche Religion, Hautfarbe oder Geschlecht man hat. Seinem Glauben nachzugehen und ihn zu verbreiten, ohne dass man entführt, eingesperrt und misshandelt wird.

Zu lieben, wen man möchte, ohne dumm angestarrt, ausgelacht oder beleidigt zu werden.

Freiheit ist das Leben zu leben und es zu genießen, solange man kann, ohne Gefahr, Verfolgung, Hass oder Gewalt.

Freiheit ist Respekt, Geduld und Vertrauen - geben und annehmen.

Freiheit ist Liebe – unbedingte, endlose Liebe.

Daria Jamnig
BG/BRG Mössingerstraße,
Klagenfurt

Frei sein

Ich habe immer gedacht, Schmerz sei etwas, an das man sich gewöhnt – wie eine schlechte Gewohnheit, eine alte Wunde oder das dumpfe Ziehen des Winters in den Knochen. Aber Trauer? Trauer war ein Sturm, der nie zur Ruhe kommt.

Es ist nicht der laute Knall, den jeder erwartet – der Moment, wenn jemand stirbt, die Tränen bei der Beerdigung, der erste Geburtstag ohne sie. Es ist leiser als das. Es ist wie das Aufwachen und Realisieren, dass man sich an den Klang ihrer Stimme nicht mehr erinnern kann, wie wenn man Menschen die du liebst, auseinanderbrechen siehst und nicht weiß, wie du es aufhalten sollst. Für mich kam sie in der Form von Vaters Stimme, scharf und zersplittert wie Glas, wenn er mich anbrüllte oder im hohlen Klingen seiner leeren Flaschen, die nachts durch das Haus hallten. Es waren zwei Jahre vergangen, seit meine Mutter gestorben war. Zwei Jahre, seit der Krebs sie Stück für Stück von uns gerissen hatte. Ich glaube, mein Vater ist mit ihr gestorben, oder zumindest der Mann, den ich früher gekannt habe. Derjenige, der lachte, wenn ich furchtbare Witze machte oder mit meiner Mutter in der Küche tanzte, während das Abendessen auf dem Herd verbrannte. Dieser Mann war fort, und an seiner Stelle war jemand, der wütend und zerbrochen war. Jemand, den ich kaum noch erkannte. Einen Monat nach der Beerdigung begann er zu trinken, und mittlerweile war es seine tägliche Routine. Manchmal stolperte er ins Wohnzimmer, das Gesicht verzerrt vor Wut, schrie mich an wegen Dingen, die keinen Sinn ergaben. An anderen Nächten saß er einfach nur da, starzte auf den Fernseher mit diesem leeren Blick in den Augen, als wäre der Mensch in ihm aufgebrochen und fortgegangen. Ich wusste, dass er Schmerz fühlte. Ich spürte es jedes Mal, wenn ich ihn ansah. Ich vermisste meine Mutter so sehr, dass es schrecklich weh tat, wenn ich nur an sie dachte. Sie war der Kleber, der uns zusammenhielt, diejenige, die Dad beruhigen konnte, wenn er so wurde und immer wusste, was zu sagen war, wenn die

Welt sich zu schwer anfühlte. Ohne sie waren wir verloren. Am nächsten Tag hatte ich eine Doppelstunde in Mathe. Ich starrte auf die Uhr, was sich wie Stunden anfühlte. Die gleiche Uhr, die in Herrn Müllers Unterricht immer viel zu laut tickte, als ob sie mich mit jeder vergangenen Sekunde verspotten würde. Ich seufzte und ließ meinen Kopf in meine Hand sinken, spürte das Gewicht von tausend sinnlosen Stunden, die auf mir lasteten. „Frau Wolff, sind Sie bei der Sache?“ Die Stimme von Herrn Müller durchbrach den Schleier meiner Gedanken. Ich richtete mich auf und versuchte mein Bestes, ihm ein Lächeln zu schenken. „Natürlich, Sir.“ Ich war nicht bei der Sache. Überhaupt nicht. Mein Verstand war schon wieder abgedriftet – weg von den langweiligen Gleichungen und der Geschichte, die nie zu enden schien. Die Schule war ein Gefängnis, und ich war darin gefangen, Tag für Tag. Ich hasste alles daran: die endlose Routine, das spöttische Flüstern der Schüler, die dachten, ich sei unsichtbar, das Gefühl, ein Niemand zu sein in einer Welt, die nur Menschen belohnte, die wussten, wie man... Jemand ist. Nachdem die Klingel ertönte, die das Ende einer weiteren unspektakulären Stunde anzeigen, schnappte ich mir meine Tasche und schlüpfte so schnell wie möglich aus dem Raum, versuchte, der schwirrenden Menge von lachenden, redenden Schülern auszuweichen. Ich stieß die Tür zur Bibliothek auf und war dankbar für die Stille, die mich begrüßte. Die Bibliothek war der einzige Ort, an dem ich entkommen konnte, wenn auch nur für kurze Zeit. Der Geruch von Papier und alten Büchern beruhigte meine Nerven. Hier konnte ich zwischen den Seiten von Geschichten verschwinden, in Welten, die viel spannender waren als meine eigene. Es war mir sogar egal, ob ich Bücher las, die viel



zu alt für mich waren – alles war besser als die erstickende Routine des Lebens draußen. „Brauchst du Hilfe?“ fragte Frau Steiner, die Bibliothekarin, als ich hereinkam.

Sie schenkte mir ein Lächeln, aber ihre Augen schienen mich zu mustern, als versuchte sie, mich zu durchschauen. „Nein, danke. Ich suche etwas für die Schule,“ antwortete ich leise. Ich schlenderte durch die Regale, strich mit den Fingern über die Buchrücken und suchte nach etwas, das mir für meine Geschichtsaufgabe nützlich sein könnte. Ich konnte spüren, wie Frau Steiners Augen mir folgten, während ich an den Regalen vorbeiging. Ich hatte keine Lust zu reden. Die Bücher waren meine einzige Gesellschaft, mein Fluchttort. Dann fiel mir etwas ins Auge. Es war ein altes, ledergebundenes Buch, das zwischen zwei dicken Bändern klemmte. Der Titel war verblasst, fast unleserlich. Aber irgend etwas an diesem Buch fühlte sich anders an. Es war, als ob es darauf wartete, von mir gefunden zu werden. Ich zog es vorsichtig heraus und wischte den Staub ab. Der Einband war abgenutzt, die Ecken ausgefranzt, doch das Gewicht des Buches in meinen Händen fühlte sich seltsam beruhigend an. Es sah uralt aus, als wäre es von allen anderen, die durch diese Bibliothek gegangen waren, vergessen worden. „Reality Shifting: A Guide to Entering Your Desired World“. Mein Atem stockte, Shifting? Der Titel war fett, seltsam. Ich öffnete das Cover, las die Einleitung und fühlte mich sofort von der ersten Seite angezogen.

“What if you could leave your world behind? What if you could slip into a reality where your life is exactly as you want it to be? This is the art of shifting – moving from one reality to another, becoming who you truly want to be in a world of your own creation.”

Was das ein Witz? Ein Fantasy-Buch, das jemand hier vergessen hatte? Aber je mehr ich las, desto mehr begannen die Worte Sinn zu machen – zu viel Sinn. Man könnte die Welt wählen, in der man leben will, seine Identität, seine Kräfte, seine Geschichte. Es war, als ob die Welt, von der man träumt, endlich zur Realität wird. Es war verrückt, oder? Lächerlich! Wie konnte das real sein? Aber was, wenn ich endlich frei sein könnte? Frei von all den Problemen. Frei von der Trauer, die ich jeden Tag durchmachen muss wegen des Todes meiner Mutter. Frei... von dieser elenden Welt? Ich konnte nicht aufhören zu lesen. Es ging darum, so tief an die Realität, die du erschaffst, zu glauben, dass du sie fühlen, berühren und leben kannstest. Es musste ein überwältigendes Gefühl sein, alles hinter sich zu lassen. Ich schlug das Buch zu und drückte es an meine Brust. Könnte ich das wirklich tun? Ich wollte es. Mehr als alles andere. Ich stopfte das Buch in meine Tasche und verließ die Bibliothek, mein Kopf raste vor Gedanken. Morgen könnte sich mein Leben für immer verändern, und das erschreckte mich, aber mehr als alles andere gab es mir Hoffnung. In dieser Nacht konnte ich nicht aufhören, an das Buch zu denken. Ich schaltete die Lampe aus und kuschelte mich unter die Decke, das Zimmer war dunkel und still, abgesehen vom Geräusch meines Atems. Die Einleitung des Buches spielte immer wieder in meinem Kopf. Schließe deine Augen. Stelle dir vor, wohin du gehen willst. Glaube, dass es real ist. Meine Brust zog sich zusammen vor Zweifel, aber ich schob sie beiseite. Ich hatte nichts zu verlieren. Ich schloss die Augen, atmete tief ein und ließ meinen Gedanken freien Lauf. Ich dachte an die Welt, die ich erschaffen wollte – ein Ort, der

nur mir gehörte. Kein Schmerz, keine Trauer, kein falsches Lächeln oder wütende Worte. Ich konzentrierte mich darauf, jedes Detail wurde klarer in meinem Kopf. Der Duft der Blumen und das fließende Geräusch eines nahen Flusses. Ich fokussierte mich so sehr, dass das Gewicht der realen Welt zu verblassen begann, es schwand wie ein vergessener Traum. Und dann passierte es. Es war wie ein Fall, aber anstatt Angst zu fühlen, war ich schwerelos, frei. Als ich meine Augen öffnete, war ich nicht mehr in meinem Bett. Ich stand auf einem riesigen Feld. Das Gras unter meinen nackten Füßen fühlte sich weich an. Die Luft war süß und die Sonne tauchte alles in ein goldenes Licht. Es war perfekt. Ich wollte

nicht aufhören. Ich wollte nicht darüber nachdenken, was dieser Ort war oder wie ich hierhergekommen war. Es war mir egal, ob es ein Traum, Magie oder etwas anderes war. Alles, waszählte, war, dass ich hier war, und zum ersten Mal seit Jahren trug ich nicht das Gewicht der Welt auf meinen Schultern.

Dies war meine Welt. Ich war frei und ich wollte sie nie wieder verlassen.

Eva Wischounig
Europagymnasium, Klagenfurt

Wie ein Käfig

In verschiedensten Liedern, Geschichten und Gedichten wird der Vogel mit der Freiheit assoziiert. So sagte John Lennon: „Zahme Vögel singen von Freiheit. Wilde Vögel fliegen.“ Trotz ihrer Fähigkeit sich in die Lüfte zu bewegen und davon zu fliegen, zu flüchten aus einer kalten kräftezerrenden und bedrückenden Welt, bleiben manche Arten in unseren Gärten,

erheitern unsere deprimierten Gemüter mit ihren Getränen. Diese kleinen Wesen haben die Möglichkeit zu entfliehen, hinzufliegen wohin sie wollen, von einem Ort zum nächsten zu ziehen und sich dort niederzulassen, wo es ihnen gefällt. Aber sie bleiben, verlassen ihre gewohnte Umgebung nicht und scheuen sich vor fremden Welten. Man könnte meinen, sie sind in einem Käfig gefangen, in der Freiheit, dorthin zu gehen, wo sie wollen, aber verängstigt ihr Fortgehen könne ihr Ende sein. Der Horizont scheint ihnen wie die Gitterstäbe eines beengenden Käfigs zu sein, die Wolken das Dach, das sie zu erdrücken versucht und die Sonne die Lampe, welche sie erhellt aber ihr Herz nie zum Erstrahlen bringt. Und sollte mal ein kleiner Vogel den Mut fassen davonzufliegen, neue Gebiete zu erforschen, sieht er vor lauter Freiheit nicht das Ende seines Käfigs. Er erkennt nicht, dass er längst hinter den Gitterstäben seines Käfigs fliegt, ihm fällt nicht auf, dass die Wolken als Dach seines Gefängnisses längst aufgehört haben zu existieren und nun nur noch Schattenspender an den heißen Tagen sind. Das Vögelchen bemerkte auch nicht, dass es strahlt, weil die Sonnen nun sein Herz erreicht hat. Es fliegt einfach weiter. Obwohl sein Gefängnis namens Freiheit längst verschwunden ist, und einzige die Freiheit übrigbleibt, sieht es die Veränderung nicht. Die Gewohnheit hat ihm die Freiheit geraubt.

Johanna Haselsberger IBG, Klagenfurt

Ich bin die Stimme, die lange schwieg,
die niemand hörte, die niemand wiegt.
Doch jetzt erhebe ich mich und schrei:
Kein Fußtritt mehr, ich bin frei!

Ihr nanntet mich schwach, ihr
nanntet mich klein,
doch meine Kraft bricht Mauer
und Stein.

Ich trage Geschichten von
Schmerz und von Mut,
von Frauen, die kämpften mit
Tränen und Blut.

Sie haben uns Ketten aus Worten
gemacht,
uns kleingehalten, verspottet,
verlacht.

Sie sagten: „Sei leise, sei brav, sei
schön.“

Doch wir sind Feuer – wir werden
nicht gehn.

Sie schrieben Gesetze, die uns
nicht sahn,
doch wir sind gekommen, um laut
zu warn.

Unsere Stimmen – ein Sturm, eine
Flut,
unsere Herzen – aus Eisen, aus
Glut.

Kein Mann, keine Mauer hält uns
mehr klein,
kein Schweigen wird je mehr Ant-
wort sein.

Wir tragen die Welt auf unseren
Schultern,
und doch soll'n wir schweigen,
uns stets versteck'n?

Nein! Wir brechen die Fesseln, wir
reißen sie ein,
wir fordern Gerechtigkeit – unser
Sein!
Für alle, die kamen, für alle, die
geh'n,
für Töchter, für Mütter – für all,

die entsteh'n.

Ich bin die Tochter derer, die
fielen,
die niemals knieten, die weiter
zielten.

Ich bin die Schwester derer, die
stehen,
die sich verbünden und vorwärts
gehen.

Ich fordere Recht, ich fordere
Raum,
keine Gnade, kein leeres Vertrau-
en.

Ich will nicht warten, ich will
nicht fleh'n –

Ich nehme mir Platz, ich bleibe
nicht steh'n!

Ich werde nicht aufhören zu
kämpfen,
bis alle frei sind, ohne Grenzen.

Meine Freiheit ist nicht genug,
den erst wenn alle Frei sind, wird
alles.

Kaja Haneder GRG19, Wien

Nie wieder

„Geh!“, schrie der Mann mit der Skimaske mich an und riss mir den dicken Klebestreifen vom Mund, der mich davon abhalten sollte zu schreien. „Jetzt lauf, bevor ich es mir anders überlege!“ Seine schneidende Stimme ließ mein Herz einen Schlag aussetzen, doch ich hatte keine Angst zu sterben. Jedenfalls nicht mehr. Nach allem, was er mir in den letzten Jahren angetan hatte, konnte ich keine Angst mehr empfinden. Jahre? Vielleicht waren es auch nur einige Monate, Woche, Tagen oder sogar nur ein paar Dutzend Stunden gewesen. Ich hatte jegliches Gefühl für Raum und Zeit verloren. „Du bist frei!“ Als er das sagte, schnitt er mir die Fesseln an Handgelenken und Knöcheln durch, mit de-



nen ich an den Stuhl gebunden war, auf dem ich saß, so als ob er gemerkt hätte, dass ich mich damit nur schlecht von einem Ort zum anderen bewegen konnte. Der einzige Teil seines Gesichtes, der nicht von der schwarzen Sturmhaube bedeckt war, waren die leuchtend grünen Augen, aus denen er mich nun stechend musterte. Ich sah in seinen Augen, wie gerne er das tun würde, was er in den letzten Wochen schon so oft getan hatte. Wie gerne er mich brutal packen und- oh Gott, ich durfte diesen Gedanken nicht weiterdenken. Seine Stimme wurde immer sanfter, bis sie schließlich einen ekelhaften Ton annahm, der mir das Blut in den Adern gefrieren ließ: „Ich werde dich vermissen, aber schließlich muss ich mich auch noch gut um die anderen Mädchen kümmern, also werde ich nicht viel Zeit haben, dir hinterherzutrauern. Vielleicht sehen wir uns ja eines Tages wieder.“ Das waren die Worte, bei denen ich es endlich schaffte aufzustehen, obwohl ich vorher, trotz gelöster Fesseln, regungslos auf dem Stuhl gesessen hatte, unfähig mich zu rühren. Ich stand auf ging auf die Kellertür zu, von der ich so sehr hoffte, dass sie nicht verschlossen war, denn diesen Mann um den Schlüssel zu bitten hätte ich in meiner Verfassung nicht mehr geschafft. Ich drückte die Klinke hinunter und betete, dass die Tür aufschwingen würde, denn in dem Moment entfachten Gefühle und Verlangen in mir, von denen ich gedacht hatte, dass sie schon vor Monaten erloschen waren. Die Hoffnung, meine Familie zu sehen, das Bedürfnis, einfach zu laufen und von diesem Mann wegzukommen, der mehr Ungeheuer, als Mensch war. Die Tür öffnete sich. Ich trat hinaus und schloss sie leise wieder hinter mir. Ich fühlte mich nur leer. Nachdem ich einen Moment in meinen Bewegungen verharrt gewesen war, lief ich los.

Ich wusste nicht, wohin oder wie lange ich laufen würde, aber ich war mir sicher, dass es das einzig richtige war, was ich tun konnte. Ich hatte keine Ahnung wie lange ich gelaufen war, als mir schön langsam die Puste ausging und ich kraftlos in mir zusammensank. Ich wusste nicht, wo ich hinsollte oder was mein nächster Schritt sein würde. Meine Eltern hatten mich sicher schon vergessen oder zumindest die Suche nach mir aufgegeben, denn schön langsam bekam ich mein Zeitgefühl wieder zurück und mir wurde schlagartig bewusst, dass es Jahre gewesen sein mussten, die ich in diesem grauenhaften Loch verbracht hatte. Irgendwo in weiter Ferne, wie es mir vorkam, bildete ich mir ein einen Automotor leise brummen zu hören, doch ich hatte keine Ahnung ob sich das mein malträtiert, erschöpfter Körper nicht nur ausdachte. Plötzlich wurde das Brummen immer lauter und erst jetzt wurde mir bewusst, dass das Auto ganz nahe bei mir war. Es hielt neben mir und als die junge Frau mir die Tür öffnete, stieg ich, ohne zu überlegen, ein. Denn obwohl ich die Fahrerin nicht kannte, lächelte sie mich so an, als ob sie wüsste, wie es mir ging, als ob sie wüsste, was mir zugestoßen war. Als ich aufstand und so den Blick auf meinen kaputten Körper mit den vielen Narben freigab, die er mir zugefügt hatte, huschte ganz kurz ein komischer Ausdruck über ihr freundliches Gesicht. Er hielt nur eine Millisekunde an, doch ich war mir trotzdem sicher, dass ich mich nicht getäuscht hatte. Ich war nicht die einzige. Ich war nicht allein. Das waren meine Gedanken als ich zu ihr ins Auto stieg. Früher als Kind hatte ich immer aus dem Autofenster gesehen und mich frei gefühlt, doch das konnte ich nicht mehr. Nach dem, was ich erlebt hatte, wusste ich, dass ich mich nie wieder frei fühlen

konnte, sondern dass mich immer dieses Gefühl begleiten würde. Dieses Gefühl, das ich nie wieder in meinem Leben loswerden würde. Dieses Gefühl, das nicht nur mich ab jetzt für immer begleitete, sondern auch so viele andere Mädchen und Frauen auf dieser Welt, denen etwas Ähnliches zugestoßen war wie mir. Dieses Gefühl, dass mich von jetzt an immer in mir gefangen halten würde und dem ich zu verdanken hatte, dass ich nie wieder frei sein werde. Nie wieder.

Marco Schwarz

BG/BRG Mössingerstraße,
Klagenfurt

Die Gedanken sind frei

Der Vollmond spiegelte sich in voller Pracht im Weiher, der an die Kuppel angrenzte – heute war er besonders schön in seiner Gestalt. Auch die Sterne funkelten und glitzerten an der Oberfläche des Wassers. Alles schien ruhig und friedlich, die Stimmung war geradezu romantisch, aber er wusste es besser. Lange würde es nicht mehr dauern und der harte Alltag für die gesamte Herde würde wieder beginnen. Vom frühen Morgen bis weit in die Nacht würden Sero und die anderen Pferde wieder vor den Karren gespannt und mit Peitschenhieben dazu gezwungen, schwere Lasten zu ziehen. Der junge schwarze Hengst selbst kannte es gar nicht anders, schon kurz nach seiner Geburt hatte das Martyrium begonnen, aber die Älteren hatte er öfter davon reden hören, wie es damals vor vielen Jahren gewesen sei, als sie noch in Freiheit waren und gemeinsam die Prärie unsicher gemacht hätten. Nicht nur einmal hatte er sie in den letzten Wochen auch dabei belauscht, als sie darüber gesprochen hatten, wie man dem schrecklichen Leben, in das man sie alle gezwungen hat-

te, entkommen könnte. Von Revolution und Aufstand war die Rede gewesen und davon, dass es auch Opfer geben könnte, aber dass es das wert sei. Vor allem der Älteste, Aron, schien dabei die treibende Kraft zu sein. Mit besonderer Hingabe schwor er, dessen eigene Kräfte von Tag zu Tag zu schwinden schienen und der auch schon ein wenig lahmt, seine tierischen Brüder darauf ein, dass es Zeit für eine Veränderung sei und dass die eigenen Wünsche zur Not auch für ein höheres Ziel geopfert werden müssten, aber dass es immer das höchste Ziel sein müsste, dass die Herde wieder in Freiheit leben könnte. Wann immer sie ihre geheimen Treffen abhielten, stimmten sie auch ein Lied an, dessen Melodie Sero bestens kannte: Es war jene, die ihm seine Mutter immer vorgesummt hatte, wenn er wieder einmal nicht einschlafen konnte oder die Menschen einem ihrer tierischen Freunde besonders schlimme Schläge versetzt hatten. Die Mutter hatte nie einen Text gesungen, es war immer nur ein Summen gewesen und auch das nur sehr leise, sodass es niemand anders hören konnte, aber es war dieselbe Melodie gewesen – da war er sich sicher. Er erkannte sie eindeutig wieder, denn er hatte sie auch bei seinem Freund Natan einmal gehört. Bei den geheimen Treffen sangen die Pferde aber auch einen Text zur Melodie. Meistens sangen sie nur sehr leise, sodass er nicht genau verstehen konnte, was sie sangen, aber nach einigen Versuchen, war es ihm doch einmal gelungen – zumindest die ersten Worte hatte er einmal ganz deutlich gehört und die hatte er sich auch gemerkt, auch wenn er ihre Bedeutung damals nicht wirklich erfasst hatte: „Die Gedanken sind frei!“

Gerade als er sich noch ein paar Stunden ausruhen wollte, hörte er sie erneut, die ihm so bekannte

Melodie. Die Älteren mussten sich also wieder getroffen haben und die Versammlung war anscheinend noch nicht beendet, denn als er vorsichtig hinter seinem Versteck hervorspähte, sah er eine ganze Reihe an Pferden, wie sie mit hängendem Kopf einen Kreis um etwas bildeten, das er zuerst nicht erkannte. Als er jedoch näherkam, riss es ihm förmlich den Boden unter den Hufen weg und sein Herz begann zu rasen: Es war Natan, der seitlich am Boden lag, schwer röchelnd und gekennzeichnet von den zahlreichen Spuren, die die Striemen der Peitschen der Menschen auf seinem Körper hinterlassen hatten. Sero war klar gewesen, dass der Tag einmal kommen würde und nun war es anscheinend so weit, dass ihn nun auch die letzten Kräfte verlassen hatten und sein unmittelbares Ende bevorstand. Es war nicht das erste Mal, dass Sero einen Freund sterben sah, aber heute traf es ihn besonders, da Natan, obwohl er schon etwas älter war, zu seinen engsten Freunden zählte. Der braune Hengst war schon mit einem lahmen Bein zur Welt gekommen, aber das hatte niemanden gestört, als die Herde noch in Freiheit lebte. Dort hatte er einfach andere Aufgaben, bei denen ihn sein Bein nicht beeinträchtigte, doch nachdem sie in Gefangenschaft gekommen waren, begann sein tägliches Leiden. Den Menschen war es egal, dass er manche Dinge nicht konnte, sie hatten ihn trotzdem nicht geschont. So wie alle anderen musste er schwere Karren ziehen und weil er meist langsamer war als seine Kollegen, wurde er fast täglich ausgepeitscht. Mit hoch erhobenem Haupt hatte er die grauenhaften Misshandlungen über sich ergehen lassen und es schien, als würden sie ihm nichts ausmachen. In seinen Augen leuchtete dabei manchmal fast ein besonderer Glanz. Wenn man es nicht besser gewusst hät-

te, hätte man fast geglaubt, Natan würde lächeln, während die Menschen brutal auf ihn einschlugen. Einmal hatte Sero ihn danach gefragt, wie er das alles ertragen könne, aber Natan hatte nicht geantwortet, stattdessen hatte er einfach die Melodie gesummt, deren Bedeutung er damals nicht gekannt hatte. Heute war er zu schwach, um noch selbst zu singen, aber das taten alle anderen für ihn und als das Lied verstummte, tat er seinen letzten Atemzug. Sero konnte seine Tränen nicht mehr zurückhalten und so wurden die anderen Pferde auf ihn aufmerksam. „Belauschst du uns etwa?“, fuhr ihn Vincent, der Stärkste aus der Gruppe, harsch an. „Geh zurück in den Verbau, du hast hier nichts zu suchen!“, schimpfte er vorwurfsvoll. „Bleib!“, entgegnete Aron, „er ist fast erwachsen und wir werden jeden Hengst brauchen, wenn wir es schaffen wollen!“, fuhr er bestimmt fort. Vorsichtig näherte sich Sero der Gruppe und nach anfänglicher Skepsis nickte einer nach dem anderen Aron zu, bevor dieser sich an Sero wandte und ihn über ihren Plan, aus der Gefangenschaft auszubrechen und ein neues Leben in Freiheit zu beginnen, informierte. Er erzählte von den Risiken und Gefahren und dass es noch heute passieren müsste, weil heute nur ein Aufseher vor Ort sein würde und sie so eine echte Chance hätten. Aufmerksam lauschte Sero den Plänen. Angst erfüllte ihn, aber zugleich auch ein Gefühl der Hoffnung, dass sich alles zum Besseren wenden würde. „Bist du bereit dafür?“, wollte Aron wissen. Kurz überlegte der junge Hengst. „Was, wenn wir es nicht schaffen?“, erwiderte Sero ängstlich, „was, wenn wir nie frei sein werden?“ „Die wahre Freiheit liegt in den Gedanken, mein Freund!“, antwortete Aron. „Sieh dir nur unseren Natan hier an, er liegt vor uns mit einem Lächeln auf den Lippen.



Jedes Mal, wenn er geschlagen wurde, stellte er sich vor, es wären nicht Peitschenhiebe, sondern das Klopfen der Hufe seiner Freunde, die mit ihm galoppierten. In seinen Gedanken waren es keine Schläge, die er spürte, sondern der tosende Wind, der uns in der Prärie stets begleitete und in seinen Gedanken war er stets frei und es ging ihm gut – wie sonst hätte er all die fürchterlichen Misshandlungen je überstanden?“ Da verstand der junge Hengst, dass es die Gedanken waren, die die Pferde durchhalten hatten lassen, da sie in ihren Gedanken sein konnten, wer und wo immer sie sein wollten. Das hatte ihnen niemand nehmen können.

Als der Tag angebrochen war, hatte die Gruppe alles vorbereitet. Vincent, der Stärkste von ihnen, sollte den Wärter außer Gefecht setzen und die Herde schließlich aus dem Reservat geleiten. Der Plan ging auf – mit einem starken Huftritt streckte Vincent den Wärter zu Boden, sodass dieser das Bewusstsein verlor und einer nach dem anderen galoppierte, so schnell ihn seine Beine tragen konnten, Richtung Süden in die Wildnis des Dschungels, in der sie vorerst untertauchen konnten. Als nur Sero und Aron übrig waren, kam der Wärter jedoch unerwartet wieder zu sich. Blitzschnell ergriff er eine Waffe und richtete sie auf Sero. Sofort stellte sich der alte lahme Aron ihm in den Weg. „Lauf!“, rief er Sero zu, bevor er sich mit letzter Kraft auf den Wärter stürzte. Es folgte ein Knall und Aron ging ebenso wie der Wärter zu Boden. Mit blankem Entsetzen elte Sero zu seinem Freund, der blutüberströmt am Boden lag und nach Luft rang. „Schnell, Sero, beile dich und lauf weg, bevor die anderen Wärter kommen – wir sehen uns dann in der Prärie, ich bin schon dort“, flüsterte er dem jungen Hengst mit einem Lächeln

auf den Lippen zu. Das letzte, was Sero vernahm, als er seinen Freund schweren Herzens verließ und sich auf den Weg in die Freiheit machte, war eine Melodie, die er nur allzu gut kannte, er hatte sie schon oft gehört und nun wusste er auch, was sie bedeutete.

Maya Pfleger-Schauer Kollegium Aloisianum, Linz

Liebes Tagebuch,
Schule, school, colegio – ich hasse die Schule, egal in welcher Sprache! Ich kann nicht mehr! Immer muss ich lernen, irgendwelche Formeln ausrechnen, zuhören oder Aufsätze schreiben. Das nervt! Meine Eltern haben auch nichts Besseres zu tun, als mich ständig zu kritisieren und zu sagen:

„Sei froh, dass du in die Schule gehen kannst. Viele Menschen haben nicht die Möglichkeit dazu und wären froh wenn...bla, bla, bla.“ Schon wenn sie beginnen, diesen Satz auszusprechen, würde ich ihnen am liebsten das nächste Schulbuch um die Ohren hauen.

Der Lehrer hat uns heute die Definition von Freiheit vorgelesen: „Zustand, in dem jemand frei von bestimmten persönlichen oder gesellschaftlichen, als Zwang oder Last empfundenen Bindungen oder Verpflichtungen, unabhängig ist und sich in seinen Entscheidungen o. Ä. nicht eingeschränkt fühlt“ .

Kann mir bitte mal jemand erklären, wieso Schule nicht auch zu als „**Zwang oder Last empfundenen Bindung oder Verpflichtung**“ zählt? Also ich gehe da nur hin, weil ich muss. Freunde treffen kann ich auch in meiner Freizeit oder per Videocall. Lernen... wofür muss ich die Verdauung des Frosches verstehen, wenn ich Anwältin oder Köchin werden will?

Und überhaupt, nach dieser Definition sitze ich sowieso in einem Vogelkäfig, weil: „**frei von persönlichem Zwang...**“ – dass ich nicht lache! Wie du weißt, wünsche ich mir schon seit Jahren ein 3. Ohrloch und ein Piercing! Aber was sagen meine altmodischen Eltern dazu? „In unserer Jugend hat es so etwas nicht gegeben.“ Oder: „In der Zeitung ist gestanden, dass sich Piercings leicht entzünden...“. Sie zwingen mich persönlich, deswegen bin ich ganz und gar nicht frei von persönlichem Zwang. Es geht aber um meinen Körper und ich möchte dieses Ohrloch unbedingt. Das ist gerade voll in. Außerdem fühle ich mich sehr wohl „**in meinen Entscheidungen eingeschränkt**“! Oder wie ist es zu verstehen, dass ich andauernd etwas essen muss, obwohl ich überhaupt nicht will. Jeden Tag wird aufgetischt... Das bedeutet: mindestens eine riesen Portion Hauptspeise und etwas Süßes = 1 Million Kalorien. Ich darf aufgrund unseres „Familienlebens“ natürlich keine Mahlzeit auslassen. Egal, ob ich total satt bin oder nicht. Von dieser Freiheits-Definition trifft absolut nichts auf mich zu, ich bin eine Gefangene... ich finde das unfair, unfair, unfair! Oh nein, meine Mom kommt nach oben... schon wieder Essenszeit, wääähh!!!

Tschüss liebes Tagebuch und bis morgen, Chayenne

Zur gleichen Zeit auf einem anderen Kontinent, in Niger:

Liebes Tagebuch,
heute muss ich es ganz schnell machen. Gestern hätte dich Papa schon fast gefunden! Dabei ist es so wichtig, dass er nicht erfährt, dass ich schreiben und lesen

kann! Er bringt mich sonst um, und das meine ich wortwörtlich.

Ich habe dir schon von Ajani erzählt. Heute ist er schon wieder bei uns. Er ist 14 Jahre alt und mein Vater will mich mit ihm verheiraten, weil er aus einer reichen Familie stammt. Das ist mein Ende! Aber so wie alle Mädchen aus dem Dorf, werde auch ich mit 13 Jahren eine Ehefrau sein. Ich fühle mich unterdrückt und habe Angst. Mein ganzes Leben lang werde ich nur kochen, putzen, waschen und mit einem Mann zusammenleben, den mir mein Vater ausgesucht hat!

Ich würde mir so sehr wünschen, in die Schule gehen zu dürfen. Wissen bedeutet frei sein, eine eigene Meinung haben, eigenes Geld zu verdienen und nicht einen Unbekannten heiraten zu müssen. Natürlich haben wir zu wenig Geld, damit ich in die Schule gehen kann. Aber mein Vater würde es mir ohnehin niemals erlauben. Einmal habe ich ihn danach gefragt. Er hat mich so lange verprügelt, bis ich nicht mehr aufrecht stehen konnte. Mein Vater meinte, dass mein Gehirn aus Stroh bestünde und kein Mensch der Welt die Gabe hätte, mir etwas beizubringen.

Das sagt er auch immer, wenn ich ihm erklären will, dass unsere Traditionen hier Schwachsinn sind. Schon als Kleinkind wurden mir Ohrlöcher gestochen, die jedes Monat vergrößert werden. Dazu kommen unsere Stammes-Tätowierungen am ganzen Körper. Das ist doch verrückt! Wir leben schließlich nicht mehr im 18. Jahrhundert. Meiner Meinung nach ist das reinste Folter und Zwang.

Freiheit schaut anders aus! Freiheit – was würde ich dafür geben: Über mich und meinen Körper bestimmen zu dürfen und in die Schule gehen zu können. Es ist ein

Teufelskreis: wenn ich nichts lerne, kann ich keinen Beruf ausüben und nicht aus der Armut ausbrechen. Realistisch hätte ich überhaupt keine Zeit für einen Schulbesuch, weil ich tagein-tagaus damit beschäftigt bin, meiner Mutter am Feld zu helfen, um wenigstens für jeden aus der Familie eine kleine Mahlzeit zubereiten zu können. Dieser ständige Hunger und die viele Zeit, die draufgeht, um ihn manchmal zu stillen, raubt mir oft sogar den Traum von Schule und Freiheit.

Ich darf nicht zu sehr darüber nachdenken. Irgendwann wird es hoffentlich auch hier Freiheit geben! Vielleicht auch für mich?

Oh nein, mein Vater kommt... und hat Ajani im Schlepptau!!!

Tschüss liebes Tagebuch und HOFFENTLICH bis morgen! Rahima

Tonda Montasser
Schule 1, Berlin

„This is no love song, this is a crane song“

Schwester, für dich
der Nackenbereich der Geodreiecke.

Im golden-delicious Himmel bewegen sich

in rechten Winkel wie altgriechische Kraniche

Kräne,
blaugraue Wachsamkeiten.

Gittermastkräne
Portalwippkräne,

Dreh-, Lenk-,
Bock- und Brückenkräne,

Kräne auf Schienen,
Kräne auf Schiffen,

Raupen- und Goliathkräne,
mit sich drehenden Säulen,
mit sich streckenden
Teleskoparmen.

Kräne in x-beliebiger Höhe,
ihre Y-Achsen

Zentral im Mittelpunkt,
wie du.

Dein schlafloses Schauen
auf Trümmerstädte.

Kräne zeigen den Weg.
Schleudern Dunkelheit weg.

Meine Schwester und die Kräne
Gottheiten gleich

singen in Sonnensonaten-Tattoos

den Einsturz alter Gebäude:
I'm A Wrecking Ball.

Im Himmel wie auf Erden.
Schwester, für unsere Freiheit.



Valentina Mirtić

BG/BRG St. Veit an d. Glan

Daisy ist unverblümt. Sie plaudert nur allzu gerne aus dem Nähkästchen, und ihre ebenso charmanten wie spitzbüngigen Anekdoten auf Kosten der gehobenen Gesellschaft sind bei Weitem nicht das einzige, das sie aus der kleinen Schatulle, in der sie Nadel und Faden aufbewahrt, zutage fördert. Mit rosigen Wangen und einem kleinen, versöhnlichen Lächeln reicht sie beim Nachmittagstee neben Teetäschchen aus Porzellan und süßem Gebäck auch Briefchen herum, deren Inhalt den übrigen Mädchen die Röte ins Gesicht treibt, und wispert ihren Freundinnen, die regelrecht an ihren Lippen hängen, hinter vorgehaltener Hand vage Andeutungen an Frühlingsgefühle und Schmetterlinge ins Ohr.

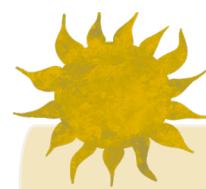
Blythe bevorzugt es, anderen ihre Anliegen durch die Blume mitzuteilen. Sie neigt dazu, Gespräche auf unverfängliche Themen zu lenken, und auf den allwöchentlichen Soireen ihres Vaters redet sie sich für gewöhnlich den Mund füllig über tiefblaue Himmel und friedlich grasende Schäfchenwölken, bis sie schließlich den Faden und ihr Gegenüber die Geduld verliert. Dann lässt sie verdrossen den Blick über Wolkenmeere und Zugvögel schweifen und die ungesagten Worte Revue passieren, die ihr auf der Zunge liegen und die sie doch nicht über die Lippen bringt. Und sie nimmt sich vor, nimmt sich wirklich vor, sich beim nächsten Mal nicht zurückzuhalten, doch sobald sie sich dazu durchringen kann, ihren Gedanken eine Stimme zu verleihen, verschluckt sie sich an den Silben und die Worte, die sie von sich gibt, hören sich nicht im Entferntesten nach ihren eigenen an.

Letztenendes sind es die Momen-

te, die sich nicht in Worte fassen lassen, die in Daisys Gedanken Wurzeln schlagen und zu Veilchen und Vergissmeinnicht aufblühen. Blythe liegt neben ihr im taufeuchten Gras, hat die Arme im Nacken verschränkt und den Kopf in den Wolken, die am aufklarenden Morgenhimme vorüberziehen. Beim Anblick der ersten Sonnenstrahlen des Tages, die helle Tupfer auf ihren geschlossenen Lidern malen, wünscht sich Daisy, sie hätte Stift und Papier und das nötige künstlerische Talent, um den Augenblick auf eine Art und Weise einzufangen, die der Realität auch nur im Ansatz das Wasser reichen kann; denn Momente wie dieser sind rar gesät wie Geisterorchideen und Juliet-Rosen und tausendschön wie das Gänseblümchen, das sie gedankenverloren zwischen den Fingern dreht. Daisy ist keine Künstlerin, aber sie ist von der Muse geküsst, und es gefällt ihr, unter ihren Händen ein kleines Kunstwerk entstehen zu lassen, ein winziges Stück Gegenwart für die Zukunft – für Blythes Lächeln, das ihr Herz jedes Mal ein klein wenig schneller schlagen lässt.

Die Momente, in denen sie wie von Zauberhand die richtigen Worte findet, sind diejenigen, die in Blythes Tagträumen Wurzeln schlagen und zu Flieder und Fresien aufblühen. Sie liegt neben Daisy im taufeuchten Gras, hat die Arme im Nacken verschränkt und den Kopf voller Gedanken, denen sie laut und vollkommen ungeschont ihren Lauf lässt. Beim Anblick der Zufriedenheit in Daisys Miene, als sie ihr Werk zu einem Ende bringt, beendet Blythe ihren Monolog und wünscht sich, sie hätte Stift und Papier und die passenden Worte, um den Augenblick auf eine Art und Weise zu Papier zu bringen, die dem Hier und Jetzt auch nur im Ansatz gerecht wird; denn Momente wie dieser sind flüchtig

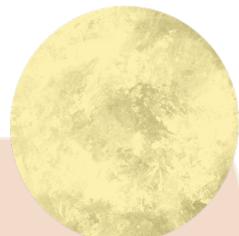
wie der Wimpernschlag eines Tagpfauenauge und tausendschön wie der Kranz aus Gänseblümchen, den Daisy Blythe mit einem zaghaften Lächeln aufs Haar setzt.



Zauberhaft, poetisch und in wortwörtlich blumiger Sprache verfasst. Es hat einfach Spaß gemacht, diesen Text zu lesen. Eine erfrischende Herangehensweise an das Thema.

Sandra Müllauer, Jury





Marmor-Bomben - Benedikt Muhri

Ein erschütternder Text über eine kindliche Sehnsucht nach Freiheit, in dem das grausame Leid der poetischer Bildsprache gegenübersteht.

INGEBORG BACHMANN-Ist die Freiheit definierbar?

Anna Sophie Grandits

Eine direkte und offene Auseinandersetzung mit dem Thema. Der Text zeigt, dass auch Grenzen Freiheit bedeuten können, es aber Mut braucht, diese zu überwinden.

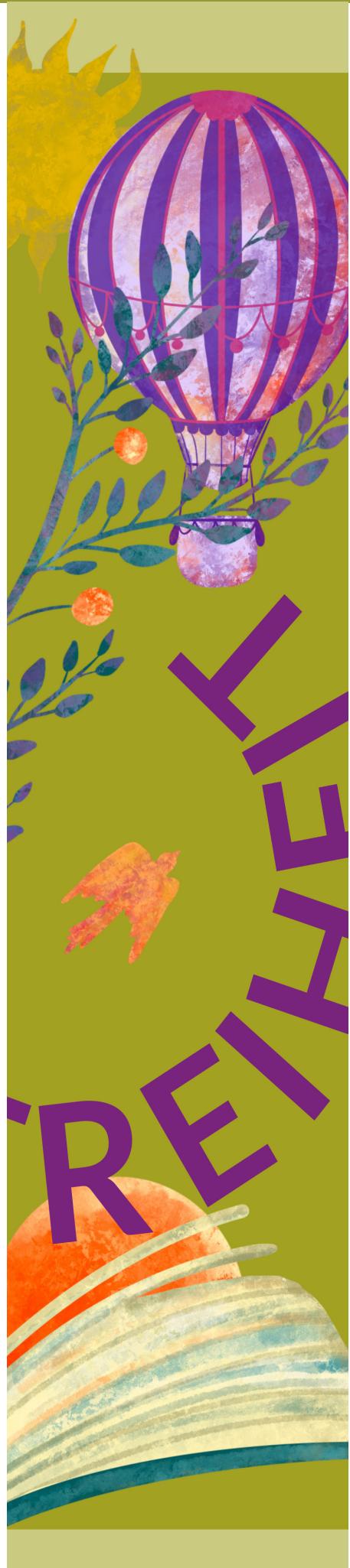
Johanna Haselsberger

Sehr stark und kraftvoll. Die Aussage konnte sehr gut vermittelt werden, auch wenn nicht jeder Reim 100%ig sauber war – vielleicht muss er das aber auch gar nicht sein.

Die Gedanken sind frei - Marco Schwarz

Ein Text, der mir in Erinnerung geblieben ist, obwohl ich nie das klassi-sche „Pferdemädchen“ war.

Sandra Müllauer, Jury



Kategorie III

In dieser Kategorie werden die Texte der Schülerinnen und Schüler der 10. bis 12. Schulstufe (16- bis 19-Jährige) bewertet.

Jurorinnen und Juroren:

Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Anke Bosse | Univ. Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Ulrike Krieg-Holz | Dr. Karsten Krampitz
Mag.^a Isabella Straub | Elias Hirschl | Karin Waldner-Petutschnig | Mag.^a Barbara Frank



Univ. Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Anke Bosse

Anke Bosse stammt aus Hannover, hat in Göttingen, Avignon und München Germanistik, Komparatistik und Romanistik studiert (D und F). Sie war Universitätsassistentin an der Universität Genf (CH), legte dort ihre Thèse d'état ab und erhielt die Lehrbefugnis für Neuere deutschsprachige Literatur. Sie folgte 1997 einem Ruf als Universitätsprofessorin an die Universität Namur (B), 2015 dem Ruf als Universitätsprofessorin an die Alpen-Adria-Universität Klagenfurt (A). Zusätzlich steht sie seither dem Musil-Institut/Kärntner Literaturarchiv der AAU vor. Neben der Neueren deutschsprachigen Literatur des 18.-21. Jhs. hat sie sich auf Edition und Archiv, literarisches Schreiben und Schreibprozesse, Medialität und Materialität von Literatur, Intertextualität, Intermedialität, Interkulturalität spezialisiert

Ulrike Krieg-Holz ist seit 2015 Professorin am Institut für Germanistik (Fachbereich Germanistische Linguistik) und seit Januar 2020 Dekanin der Fakultät für Kulturwissenschaften an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt. Sie absolvierte das Studium der Deutschen Sprachwissenschaft, Deutschen Literaturwissenschaft und Geographie an der Universität Passau und promovierte mit einer Arbeit über „Wortbildungsstrategien in der Printwerbung“. 2011 habilitierte Ulrike Krieg-Holz zum Thema „Textsortenstile“, wobei Methoden und Parameter für die Stilbeschreibung und Textsortenklassifikation im Vordergrund standen. Die wissenschaftliche Laufbahn führte die Forscherin unter anderem an die Friedrich-Schiller-Universität in Jena und an die Universität Leipzig. Neben verschiedenen Forschungsvorhaben arbeitet die Professorin aktiv in einer Forschungs- und Lehrkooperation mit der Universität Sorbonne Nouvelle in Paris.



**Univ. Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ
Ulrike Krieg-Holz**



Dr. Karsten Krampitz

Studierte Geschichte, Politik und Neue deutsche Literatur, lebt heute in Berlin und arbeitet als Publizist und Schriftsteller. Dr. Krampitz erhielt 2022 den Publikumspreis beim Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb für die Lesung aus seinem Buch „Heimgehen“.



Geboren in Wien, Studium der Germanistik und Philosophie. Seit 2013 Autorin. Bei Blumenbar/Aufbau Berlin erschienen die Romane „Südbalkon“, „Das Fest des Windrads“ und „Wer hier schlief“. 2025 erschien „Nullzone“ bei Elster & Salis Wien. Zahlreiche Preise und Stipendien, u.a. Walter Serner-Preis, Preis der Erfurter Herbstlese, Deutscher Kurzgeschichtenpreis, Wort laut-Literaturpreis, Residenzstipendium Villa Willemesen. Shortlists: Alfred Döblin-Preis, Wortmeldungen, Franz-Tumler-Literaturpreis, Wartholz Literaturpreis, Bremer Literaturpreis, MDR-Literaturpreis... Mehrere Jahresstipendien des Deutschen Literaturfonds, der Liter arMechana und des Bundesministeriums für Kunst/Kultur. Erfurter Stadtschreiberin 2023. Hamburger Stadtschreiberin 2024. Dozentin für Creative Writing. www.isabellastraub.at

Mag. a Isabella Straub

1994 in Wien geboren, ist Romanautor, Slam Poet, Musiker und schreibt für Theater und Radio. Zuletzt erschien der Roman „Salonfähig“ (2021-Zolnay)

2020 wurde er mit dem Reinhard- Priessnitz- Preis für Literatur ausgezeichnet.

Zusammen mit dem Rapper Selbstlaut bildet er seit 2021 das Musikduo „Ein Gespenst“

2022 war er Stadtschreiber der Stadt Dortmund und gewann im selben Jahr mit dem

Text „Staublunge“ den Publikumspreis beim Bachmannpreis in Klagenfurt.

2024 erschien sein Buch „Content“ im Zsolnay Verlag.



Elias Hirschl



Karin Waldner-Petutschnig

Karin Waldner-Petutschnig ist freie Kulturjournalistin in Klagenfurt. Neben ihrer rund 30-jährigen Tätigkeit bei der „Kleinen Zeitung“ leitete sie 12 Jahre den Carinthia-Verlag und drei Jahre das Museum Liaunig. Sie ist verheiratet und Mutter von zwei erwachsenen Kindern.



Mag. a Barbara Frank

Barbara Frank ist seit 2004 im ORF Kärnten tätig und arbeitet trimedial für Radio, Fernsehen und Internet. Ihr Einstieg in den ORF war die aktuelle Berichterstattung rund um den Ingeborg-Bachmann-Preis. Während der „Tage der deutschsprachigen Literatur“ moderiert sie die SonderSendung „Extrazimmer“ zum Ingeborg Bachmannpreis in Radio Kärnten. Ihre jüngsten Dokumentationen für den ORF und 3sat anlässlich des 50. Todestages von Ingeborg Bachmann waren „Ingeborg Bachmann: Die Fremde“ (ORF) und „Ingeborg Bachmann. Von der Unmöglichkeit im Alltäglichen“ (3sat).





Bewertungsübersicht Kategorie III

Platzierung	Name	Schule
1. Platz	Jasmin Fuchs	Gymnasium Sacré Coeur, Graz
2. Platz	Elena Schmickl	Ingeborg Bachmann Gymnasium, Klagenfurt
3. Platz	Emma Elter	Bischöfliches Gymnasium, Graz
	Nora Antonic	Helene-Lange-Schule, Mannheim
Folgende Texte kamen ebenfalls in die engere Auswahl:		
	Amelie Kratky	Sir Karl Popper Schule, Wien
	Antonia Hollmann	International School Carinthia
	Corina Anawenter Meschnig	BG/BRG für Slowenen, Klagenfurt
	Cosima Shuen	Bischöfliches Gymnasium, Graz
	Elias Gugel	Bischöfliches Gymnasium, Graz
	Leon Kühl	Abendgymnasium, Klagenfurt
	Luisa Jakob	International School Carinthia
	Nike Giefing	Gymnasium d. Diözese Eisenstadt Wolfgarten
	Talia Stojchevski	Vienna International School

1. Platz
Jasmin Fuchs
Gymnasium Sacré Coeur,
Graz



Jasmin Fuchs

Jasmin Fuchs verbrachte ihre Kindheit auf Reisen – fernab vom Klassenzimmer und Gleichaltrigen. Aus Langeweile erwachsenen Geschichten, die sie ihren Eltern am knisternden Lagerfeuer vorlas. Heute schreibt sie verzaubernde Fantasy, verführende Romantasy und verwesende Dystopie – am liebsten nachts im Garten, bei Kerzenschein und Tinte am Papier. Wenn sie nicht schreibt, spielt sie Klavier, spaziert mit ihrem Hund oder sucht nach dem Zauber, der ihre Geschichten erweckt.

zeitlos

Es begann mit den Geburtstagen.

Mit den Geburtstagen, die ich irgendwann nicht mehr zählte.

Ging über zu den Seiten im Tagebuch, auf die ich irgendwann kein Datum mehr schrieb. Wanderte weiter zu dem Job, den ich kündigte, um Wochentage und Wochenenden verschwimmen zu lassen.

Um die Zeit um mich herum zu vergessen. Und die Zeit in mir – die Zeit, die mir noch blieb.

Ich war gealtert, gealtert, gealtert. Hatte gezählt, gezählt, gezählt.

Daher hörte ich irgendwann auf zu zählen. Die Geburtstage, die Wochentage, die Wochenenden. Hörte auf zu zählen, wie ich alterte.

Jetzt zähle ich nur noch die Fliesen in meiner Wohnung.

246. Konstant. Unveränderlich.

Ich zähle das Zwitschern der Spatzen. Das Zwitschern der beiden Spatzen im rostfarbenen Käfig in meiner Wohnung mit den 246 Fliesen.

Und ich existiere frei von Zeit.

Ich habe die Uhr an der rostfarbenen Wand meiner Wohnung zerstört. Nun kann die Zeit nicht mehr ticken.

Ich habe das Glas des Standspiegels darunter zerschlagen. Nun kann es das Altern meines Leibes nicht mehr reflektieren.

Ich trage immerzu Handschuhe. Damit ich nicht sehe, wie meine Finger Falten bekommen, runzlig werden.

Die Handschuhe nehme ich nur zum Nagelschneiden ab. Ich schneide mir ständig die Fingernägel, um nicht sehen zu müssen, wie sie wachsen. Ich rasiere mich ständig, im zerbrochenen Glas des Standspiegels – um nicht sehen zu müssen, wie mein Haar länger wird.

Unter den Handschuhen sind meine Finger oft blutig, da ich kaum ausmachen kann, wohin ich schneide. Das Fenster meiner Wohnung ist abgedunkelt, der Strom

unbezahlte. Würde ich die Strom- und Heizkostenrechnung zahlen, sähe ich, wie viel Zeit vergangen ist.

Also zähle ich nur die 246 Fliesen. Und das Zwitschern der beiden Spatzen.

Meine Vorräte zähle ich nicht. Ich schmeiße die leeren Dosen aus dem Fenster, wenn ich ab und an lüfte. Um nicht an ihrer Anzahl abzulesen, wie viel Zeit vergangen ist.

Ich lüfte nur einen winzigen Spalt. Mit einer Augenbinde, um nicht zu sehen, wer am Himmel hängt – Sonne oder Mond. Mit einer Maske, um nicht zu spüren, wer mir Luft ins Gesicht treibt – Sommer oder Winter.

Und um die Turmuhr gegenüber von meinem Fenster nicht zu hören.

Ich höre nur das Zwitschern meiner Spatzen.

Vernehme einmal, wie das Männchen anfängt zu singen und sich aufplustert. Wie das Weibchen miteinstimmt.

Das Singen, das Zwitschern der beiden ist ein Problem – zu vorhersehbar.

Immer morgens und abends. Morgens und abends. Morgens und abends.

Ich habe den beiden Spatzen das Genick gebrochen.

Nun können sie mir Morgen und Abend nicht mehr zwitschern.

Zeit verstreicht, verstreicht, verstreicht.

Ich weiß nicht, wie viel davon verstreicht. Es stimmt mich glücklich, das nicht zu wissen. Ich weiß nur, dass es 246 Fliesen sind, auf denen ich gedeihe.

Und dass ein kleines Ei im rostfarbenen Käfig der beiden toten Spatzen liegt. Weiß und blassblau, mit braunen Flecken. Die Eierschale hat Risse bekommen.

Und allmählich, allmählich, irgendwann bricht sie.

Ein Küken schlüpft inmitten seiner ermordeten Eltern. Nackt, mit



rosafarbener Haut und gelbem Schnabel. Nur spärlich mit Federn bekleidet, beide Augen geschlossen.

Ich sollte es töten. Damit es mir Morgen und Abend nicht zwitschern kann.

Aber ich sah, wie es sich aus der Schale in die Welt gekämpft hat. Ins Leben.

Und aus irgendeinem Grund kann ich ihm die Zeit nicht nehmen, die es so hart umkämpft hat.

Also füttere ich es. Mit einer Pinzette und kleinen Insekten. Also baue ich ihm ein Nest. Aus Küchenpapier und den kleinen Ästen im Käfig. Also heize ich den Kachelofen ein. Damit das Küken nicht vor Kälte stirbt.

Um ihm Zeit zu verschaffen.

Allmählich erkenne ich, dass die Zeit dem jungen Spatz nicht das Altern oder den Tod gebracht hat. Die Zeit hat eine Geburt hervorgebracht. Leben.

Der Spatz flattert ruhelos in seinem Käfig auf und ab, kracht gegen Gitterstäbe und die Gittertür. Manchmal lasse ich ihn aus seinem Käfig. Doch auch innerhalb der 246 Fliesen scheint er gefangen.

Und je mehr Zeit verstreicht, desto müder wird der Spatz. Desto willenser, aus dem Käfig auszubrechen. Bis er schließlich gänzlich aufgibt.

Also trete ich irgendwann mit seinem Käfig ans Fenster und öffne es – nicht einen Spalt breit, sondern vollständig. Am Himmel hängt ein gelber Ball. Die Arme der Bäume tragen keine Blätter. Die Turmuhr schlägt zwölf Uhr.

Ich öffne die Gittertür des rostfarbenen Käfigs. Will den Spatz in die Freiheit entlassen. Doch er fliegt nicht. Starrt mich nur an. Fliegt nicht.

»Flieg, kleiner Spatz«, hauche ich. »Flieg.«

Und mit ausgebreiteten Flügeln gleitet er durchs offene Fenster.

Ich hab die Uhr an der rostfarbenen

Wand meiner Wohnung repariert. Nun höre ich die Zeit wiederticken. Ich habe das Glas des Standspiegels darunter zusammengeklebt. Nun sehe ich meinen Leib wieder altern.

Ich lege einen Bleistift auf mein geöffnetes Tagebuch, meine Finger handschuhlos. Auf die obere Seite des Tagebuchs habe ich Zahlen gekritzelt. 1. Juli 1989.

Das Fenster ist geöffnet. Die Turmuhr schlägt 11 Uhr.

Ich erhebe mich, trete vor die Tür. Drücke die Türklinke hinab, doch verlasse die 246 Fliesen nicht. Zögere.

Und drehe mich um die eigene Achse, als ein Zwitschern am Fensterbrett ertönt.

Der junge Spatz ist zurückgekehrt, starrt mich an. Ich starre zurück.

Dann lasse ich den Blick zum rostfarbenen Käfig schweifen, in dem er eine Zeit lang gehaust hat. In dem nun keine zerbrochene Eierschale mehr liegt, sondern nur ein Nest aus Küchenpapier und Ästen – obwohl ich die Schale nie entsorgt habe ...

Als ich mich dem Fensterbrett wieder zuwende, ist auch der Spatz verschwunden – als wäre da nie einer gewesen. Zurück bleibt nur eine Türschwelle, über die ich nun trete. Dahinter 246 zeitlose Fliesen, die ich nun erstmals wieder verlasse.

Und ein Schnabel scheint mir zu zwitschern: »Flieg, kleiner Spatz. Flieg.«

„zeitlos“ erzählt die Geschichte eines shut-ins, einer Figur, die sich auf engstem Raum in die Dunkelheit zurückgezogen hat. Sie zählt schon keine Geburtstage mehr, dafür aber die Fliesen, die sich schachbrettartig über die Szenerie ausbreiten und leichte Assoziationen an den ebenfalls eingesperrten Protagonisten der Schachnovelle wecken. Die Figur baut eine Beziehung zu einem Spatzen auf, dessen Eltern sie selbst getötet hat. Am Ende lässt sie den Vogel frei. Der Text erzählt sehr minimalistisch und mit exakter Wortwahl eine sehr große emotionale Geschichte, von der, wie die Figur selbst, das meiste im Dunkeln bleibt, nur durch Andeutungen und Auslassungen erörtert wird.
Elias Hirschl, Jury



2.Platz
Elena Schmickl
IBG, Klagenfurt



Elena Schmickl

Einer dieser Tage

Ich sah, wie die Sonne den steig grauen Himmel in ein seichtes Orange färbte, wodurch dieser weniger trostlos erschien und einem so Hoffnung gab, der kommende Tag könnte anderes werden, als der vorherige, was sich jedoch jedes einzelne Mal als kindlicher Traum entpuppte, der nie dazu bestimmt war, in Erfüllung zu gehen. Das Einzige, was den Weg zur Arbeit erträglich machte, war der Vogelgesang, welcher durch die Lautsprecher, die an jeder Straßenecke angebracht waren, schallte. Die Regierung hatte jene montieren lassen, um den unerträglichen Lärm der Maschinen zu unterdrücken, jedoch funktionierte dies nur mäßig. Bevor die Regierung alles kontrollierte und inszenierte, waren es zuerst die Vögel, dann war es die Natur und schließlich waren es die Menschen, die aufhörten zu existieren. Wie jeden Tag auch, wartete ich seit 7:34, bis mein Bus um 7:38 kam und mich zur Arbeit fuhr, damit ich pünktlich um 8:00 in dem Arbeitsgebäude war, um eine Tätigkeit zu verrichten, für die so gut wie jeder in dieser Stadt geeignet war. Nach neun Stunden konnte ich in meine Wohnung fahren, um dort zu Abend zu essen, zu schlaf-

fen und schließlich den gleichen Tag von neuem zu erleben. Ich hatte schon lange vergessen, wie lange ich schon so lebte, oder was ich vor dieser Arbeit getan hatte, jedoch ist dies auch nicht wichtig, denn solange ich meine Aufgaben verrichte, bin ich ein Teil der Gesellschaft und das ist das, wie ich gehört hatte, wofür man lebt.

Wie auch so oft schon, beobachtete ich den Himmel, während ich mich im Bus zur Arbeit befand, da entdeckte ich plötzlich etwas Seltsames in den Wolken auf- und absteigen. Mal flog es hinauf, mal flog es hinab, immer in den schützenden Schatten der Wolken. Ich konnte nicht genau erkennen, was es war, da es sich zu schnell bewegte. Als mein Blick im Bus umherwanderte, um die Fahrgäste zu beobachten und herauszufinden, ob diese auch jene Himmelerscheinung entdeckt hatten, sah ich nur dieselben monotonen Gesichter wie jeden Tag, die ins Nichts starren. Den ganzen Tag ließ mich der Gedanke nicht los, was dieses etwas gewesen sein mochte, aber ich denke, es war nichts Gutes, denn seit dem Augenblick, in dem ich es entdeckt habe, schien meine gesamte Routine aus dem Ruder zu laufen. Anfangs waren es noch kleine Dinge, Dinge welche anderen nie aufgefallen wären, jedoch fielen sie mir sehr wohl auf. In den nächsten Wochen versuchte ich immer mehr, in meine alte Routine zurückzukehren, doch es funktionierte nicht mehr. Es funktionierte gar nichts mehr.

Als ich wieder meinen gewohnten, Weg ging, versuchte ich nicht aufzublicken, um zu vermeiden, dass ich dieses Etwas wieder sah, was mein Leben aus den Fugen gerissen hatte. Ich stand schon länger als üblich auf meiner gewohnten Haltestelle und als ich auf meine Uhr blickte, sah ich, dass der Bus schon 5 Minuten zu spät kam. Er war noch nie zu spät gekommen. Nach einer

gefühlten Ewigkeit sah ich endlich in der Ferne die gelben Augen des Busses auf mich zukommen, dabei blickte ich auch ärgerlicherweise ein wenig in den Himmel und erblickte zu meinem Entsetzen dieses seltsame Ding wieder. Diesmal war es jedoch ein wenig näher und ich konnte erkennen, was es war. Es war ein Vogel, aber nicht einer der großen schwarzen Vögel, welche Städte zerstören und Unheil brachten, nein. Es war ein echter Vogel. Er flog ohne Ziel umher, fast so, als müsse er nie zur Arbeit oder irgendwelchen erdenklichen Tätigkeiten nachgehen. Doch als ich länger darüber nachdachte, fiel mir ein, dass Vögel überhaupt keine Arbeit zu tun hatten, wie auch, sie konnten mit ihren Flügeln ja keine Tasten drücken. Mir kam erst später in den Sinn, mich zu fragen, woher dieser Vogel stammte, denn in der ganzen Stadt gab es weit und breit weder Bäume noch Sträucher. So war dieser dämliche Vogel nicht von hier und gehörte auch niemals hierher. Er sollte schnellstmöglich aus meiner Welt verschwinden und mich in Ruhe lassen, jedoch flog er einfach über mich hinweg und betrachtete mich nichtssagend. Ich wusste nicht, wie lange ich den Vogel beobachtete, der immer an derselben Stelle seine Bahnen zu ziehen schien, jedoch war es lang genug, dass ich meinen Bus verpasste. Es war ein höchst seltsames Gefühl, nur dazustehen und auf nichts zu warten, ich kam mir dumm vor, wie ich nichts tat und den Vogel beobachtete. Ich wusste nicht, was ich tun sollte, ich kam mir verloren vor, ohne irgendeine Aufgabe. Die Möglichkeit, Nachhause zu gehen, war ausgeschlossen, da ich noch nicht arbeiten war. So beschloss ich, aus bis mir heute unerklärlichen Gründen, einfach in eine Bahn zu steigen und bis zum Ende der Stadt zu fahren. In dem Wagon war außer mir niemand, da alle arbeiten waren. Es



fühlte sich an, als würde ich Stunden über Stunden fahren, bis ich endlich an der Endstation ankam und ausstieg. Ich blickte mich um und entdecke einen Wald, oder was davon übriggeblieben war. Die ganze Landschaft war eine Ebene und erstreckte sich Kilometer weit, lediglich ein paar tote Baumstämme, welche aus dem Boden emporragten, unterbrachen die monotonen Ebene und verwandelten diese in ein trostloses Etwas. Nur sehr weit weg in der Ferne sah ich schemenhaft die Umrisse der Berge, diesen zu nähern uns verboten wurde, da diese eine Gefährdung für die Gesellschaft schaffen könnten. Die Bergkette begann mit ein paar Hügeln, wo bereits die Bäume auf Grund des Herbstanfangs entlaubt waren, nur ein paar orange Schimmer der verbliebenen Blätter konnte man noch vereinzelt ausmachen, dann kamen die Berge, welche gerade so die Baumgrenze überschritten und ein wenig Schnee auf deren Spitzen hatten. Zum Schluss gab es noch die, die so hoch waren, dass die Wolken diese bereits umschlungen hatten und es aussah, als könnte man in den Himmel emporsteigen, wo man vielleicht ein magisches Schloss im Saum der Wolken entdecken konnte, um deren Geheimnisse zu erkunden. Ich wusste gar nicht, dass es so weit draußen noch Schnee gab, wie sollten denn die Maschinen je die Berge erreichen, um diese zu beschneien. Ewig stand ich an einem Punkt und betrachtete die Berge immer und immer weiter, ich kam mir gar nicht mehr so dumm vor, als ich dastand und nichts tat, denn eigentlich tat ich etwas, ich dachte nach. Aber ich dachte weder über die Arbeit noch über die Aufgaben, welche ich zu erledigen hatte, nach, ich malte mir einfach nur aus, wie es wäre, wenn ich dort, an einem weit entfernten Ort, durch die Wälder der Berge spazierte und den echten Gesängen der Vögel

lauschte, während ich den kühlen Wind an meiner Haut spürte, der meine Haare zerzauste, aber dies machte mir nichts aus, denn ich war ja frei.

Frei. Noch nie war es auch im Entferntesten in meine Gedanken gekommen, was dieses Wort zu bedeuten vermag, geschweige denn wusste ich es. Aber jetzt wurde mir klar, was es hieß, echt in Freiheit zu leben. Man musste sich an keine Regeln oder Uhrzeiten halten, nein, man konnte tun und lassen, was einem gefiel, genau wie der Vogel, er war frei und ich benannte diesen zu Unrecht dämlich, dabei war ich der Dumme, da ich nicht wusste, was frei sein ist. Langsam erinnerte ich mich ein wenig an mein Leben vor der Arbeit, es war so viel schöner als das jetzige. Ich arbeitete in keinem Büro oder geschweige denn einem Gebäude, nein, ich war Schriftsteller und reiste von Stadt zu Stadt, um Inspirationen für meine Gedichte zu finden. Umso länger ich stand und dachte, umso klarer wurde mir, dass es nicht die Berge waren, wovor uns die Regierung warnte, es waren die Gedanken, die Gedanken über die Freiheit und deren Konsequenzen auf für System. Und diese Freiheit war nicht eine Gefahr für uns, sondern für sie. Langsam machte ich mich wieder auf den Heimweg, denn obwohl ich diese Freiheit genoss, musste ich schließlich auch noch essen und schlafen. Als ich am nächsten Morgen erwachte, beschloss ich, dass ich höchstens noch drei Wochen arbeiten würde, um Geld zu sammeln, damit ich wegziehen konnte. Jedoch kam ich sehr gut wieder in meine altgewohnte Routine und bald vergaß ich mein Vorhaben und aus Wochen wurden Monate und aus den Monaten Jahre. Und letztendlich verblassten alle meine Erinnerungen, alle Träume, alle Erlebnisse, jeglicher Bezug zum früheren Leben verschwand all-

mählich. Und so vergaß ich auch, wer ich war.



Einer dieser Tage entwirft eine bürokratische Dystopie, eine Welt, die von sinnentleerter Büroarbeit und Pendeln bestimmt wird. Die Figur ist von allem distanziert, von ihrer Arbeit, von Freunden und Familie, von allem entfremdet, was ihr Sinn und Halt geben könnte. Auf dem Weg zur Bushaltestelle sieht sie etwas gänzlich fremdes, etwas, das nicht in ihren geordneten, klinischen, anorganischen Erfahrungshorizont passt: Einen Vogel. Und damit ein kleines Stück, lebender, fliegender Freiheit. Liest sich wie der Anfang zu einem guten Sci-Fi-Roman.

Elias Hirschl, Jury



Name: Elena Schmidk

Geboren: 21.06.2007

Hobbies: Zeichnen, Lesen

Lieblingsbuch: Piranesi – Susanna Clarke

Lieblingsfilm: Incantation (2022)

Interessen: Physik, Geschichte, Musik



3.Platz
Emma Elter
Bischöfliches Gymnasium,
Graz



Emma Elter

STECKBRIEF

Name: Emma Elter

Lieblingsgenre: Fantasy & Klassik
Ich mag: Lesen, Kunst, Reisen, Meeresbrisen, Mario Kart Abende mit Freunden & Nachtwanderungen

Lieblingsorte: Venedig & Faaker See

Der letzte Ruf nach Freiheit

Bumm

Die Tür war zu.

Endlich.

Der Wind strich ihr sanft über ihre Arme, die mit einer Gänsehaut überzogen waren und verwuschelte ihre Haare, als würde er sie ermutigen wollen. Als würde er sie trösten wollen. Wenigstens versuchte er es.

chhhhh

Doch die Tränen rührte er nicht an. Wieso sollte er diese verstecken? Er war doch derjenige, der sie der Welt zeigen wollte. Genauso wie die Flecken. Die sich in

allen Farben unter ihre Kleidung versteckten. Blau. Grün. Rot. Violett. Schwarz.

chhhhh

Er hatte ihr schon immer gesagt sie solle es jemanden erzählen. Nicht nur ihm. Er sagte ihr immer sie solle es von allen Dächern rufen. In jeden Wald. Jedes Haus. Jede Familie. So laut sie konnte. Doch sie war nicht er. Nein. Das würde sie nicht. Denn wie sollte sie es von den Dächern schreien. In jeden Wald. Jedes Haus. Jede Familie. Wenn sie keine Stimme hatte. Die war nach einiger Zeit verstummt, wieso auch nicht? Sie brachte nur noch ein Hauchen heraus.

chhhhh

Ihre Schritte entfernten sich von der Tür. Dem Grauen, das hinter ihr lag. Weg von der schützenden Wand. Je weiter sie wegging, desto stärker nahm der Wind zu. Als würde er sie von etwas abhalten wollen.

chhhhh

Nun spürte sie doch, wie er ihre Tränen trocknete. Sanft. Wie niemand sonst. Langsam. Doch umso wilder zerrte er an ihrer Kleidung. Als wollte er sehen, wie schlimm es diesmal war. Er war der Einzige, der davon wusste. Der Einzige der sie tröstete. Der Einzige der ihr zuhörte.

chhhhh

Sie ließ es zu, dass er ihre Rippen entblößte, die langsam an Farbe gewannen. Violett und Blau. Sie streckte ihre Arme aus. Er legte auch ihren Rücken frei. Rote Striemen. Sie begann sich zu drehen. Ihre Haare wehten aus ihrem Gesicht. Ein blaues Auge. Sie krempelte ihre Ärmel hoch. Wind. Sie wollte ihn spüren. Seine Umarmung. Narben. Lange. Dünne. Weiße. Dunkle. Runde. Große. Sie zog ihre Schuhe aus. Die Kiesel knirschten unter ihren nackten Füßen.

chhhhh

Der Wind nahm zu. Sie wollte ihn spüren. Wie er sanft über sie strich. Keine schmerzenden Berührungen mehr. Sie zog ihr Shirt aus. Violett. Blau. Rot. Sie drehte sich schneller. Der Wind wurde wilder. Sie zog ihre Hose aus. Violett. Blau. Rot. Schwarz. Der Wind konnte nun das ganze Ausmaß sehen. Sie beruhigte ihn. War ja nicht so schlimm.

chhhhh

Sie trat weiter weg von der Tür.
chhhhh

Der Wind nahm noch mehr zu, doch diesmal gegen sie, als würde er sie von etwas abhalten wollen. Sie blieb nicht stehen.

chhhhh

Als er begriff, ließ er sie los. Er war nicht einverstanden. Doch was konnte er schon tun?

chhhhh

Ein letzter Abschied. Sie stand vor dem Abgrund.

Sie sprang. Als sie fiel, fand sie ihre Stimme wieder. Damit sie jeder hören konnte. Wenigstens einmal. Das erste und letzte Mal. „AHHHHHHHHHHH“



3.Platz
Nora Antonic
 Helene-Lange-Schule,
 Mannheim



Nora Antonic

Die Einsendungen der Jugendlichen sind dieses Jahr eine Mischung aus Coming-of-Age-Geschichten und Zukunftsdystopien. In fast allen Texten spielt ein Ausblick auf die kommende Zeit eine große Rolle, mal mehr mal weniger optimistisch. Viele Texte handeln auch von Vereinzelung und Einsamkeit. Ob die Figuren sich in der Schulgemeinschaft nicht wirklich zugehörig fühlen, aufgrund des hohen Alters nicht mehr mit der neuen Technik und den Ausdrucksweisen der Jugendlichen mitkommen, sich vor drohender Gewalt ins Innere zurückziehen oder gleich alleine durch eine kafkaeske Zukunftsbürokratie wandeln, der Wunsch nach Zugehörigkeit und Gemeinschaft scheint in allen Texten durch.

Elias Hirschl, Jury

Die Freiheit weicher Hände

Die blauen Flecken würden verschwinden, aber die Risse in meiner Seele nicht.

Mit der Zeit würden bloß dicke, wulstige Narben aus ihnen werden. Die Wunden würden aufhören zu bluten, es würden sich Krusten formen, sie würden abheilen und auf meiner Haut zurückbleiben: die dicken, wulstigen Narben.

Der Sessel, in dem ich sitze, ist weich, so weich, als wollten sie versuchen damit all die Härte, die ich in meinem Leben erfahren hatte, auszugleichen. Auszugleichen, neutralisieren, ungeschehen machen.

Das ungeschehen machen, was niemals mehr ungeschehen gemacht werden kann.

Auf dem Tisch steht eine Tasse Tee, die behaglich vor sich hindampft. Noch viel zu heiß ist sie. Als wollten sie versuchen mit dieser Wärme all die Kälte auszugleichen, die mir angetan worden ist. Meine Handrücken fühlen sich unter meinen Fingerspitzen kalt an, ungewohnt, unvertraut. Und

das, obwohl sie schon immer rau waren, seit ich nicht mehr Zuhause gewesen bin, seit ich kein Kind mehr gewesen bin.

Mir kommt es so vor, als würde mein Körper sich nicht an all die Zeit erinnern, die seitdem vergangen ist, als wäre das letzte Mal, das ich Ich selbst gewesen bin, als Kind gewesen.

Noch immer höre ich, wie sie sich im Nebenzimmer leise beraten, wie die Stimmen unterdrückt unter der Tür hindurchkriechen, wie ihre Entscheidungen in ihrer Schwere zu Boden sinken.

Als meine Hände noch weich waren, hatten sie mir beigebracht, dass ich immer unabhängig sein musste. Immer frei sein musste. Hatten mir das mit Wörtern, Schreien, Schlägen eingebläut, als würde dies irgendwelche Wirkung zeigen.

Die blauen Flecken würden verschwinden.

Die Risse in meiner Seele nicht. Durch das Glasfenster auf den Gang hinaus sehe ich Frauen vorbeilaufen, Frauen, Kinder. Es sind viele, so viele...

Mit rauen Händen und zitternden Fingern beuge ich mich nach vorne und greife nach der Teetasse. Er dampfte noch immer, dieser Tee, der mich von der inneren Kälte befreien soll, die mein Leben diktiert. Diktirt hat.

Draußen ist es kalt, das weiß ich, obwohl der Raum beheizt ist.

Draußen sind Menschen, die mir nichts Gutes wollen. Das weiß ich, obwohl in diesem Raum nur ich bin.

In den Nächten, in denen ich wachgelegen bin und mit der Hornhaut an meinen Fingerkuppen das Blut von meiner Haut geleckt habe, habe ich mich oft gefragt, wie das alles passiert ist. Bis heute verstehe ich es nicht. Mein Gehirn kann sich nicht ausmalen, wie aus dem Menschen, der die Sonne in meinem Leben

war, das Gewitter werden konnte, das mein Leben durcheinandergebracht hat.

Die blauen Flecken würden verschwinden.

Die Wunden würden aufhören zu bluten.

Als die Tür aufgestoßen wird, zucke ich zusammen. Ich habe nicht gemerkt, dass ich nach der Teetasse gegriffen hatte und nun fällt sie zu Boden.

Das heiße Wasser spritzt über die Beine, die vor langer Zeit die Muskeln im Fleisch gegen Narben auf dem Fleisch getauscht haben. Seltsamerweise spüre ich nichts. Die Stimmen im anderen Zimmer sprechen noch immer leise, als die Tür aufgeht, schwappen Worte zu mir hinein, die ich nicht einordnen kann.

Erst mit einiger Verspätung spüre ich den Schmerz, den das heiße Wasser mir zufügt.

Ich gebe kein Geräusch von mir; natürlich nicht.

Als meine Hände noch weich, noch nicht von den Tätigkeiten der Arbeit, für die sie zu jung waren, geprägt waren, da wurde mir beigebracht immer unabhängig zu sein. Frei sein müssen, das wurde mir eingebaut mit Wörtern, Schreien, Schlägen.

Habe ich es gelernt?

Die Hände der Frau, die ins Zimmer gekommen ist, verneinen die Frage.

Ohne etwas zu sagen, beginnt sie die Wunde an meiner Stirn abzutupfen. Das Desinfektionsmittel brennt, jagt Schmerzen durch meinen Körper, die andere zu schreien verleiten würden.

Ich gebe kein Geräusch von mir; natürlich nicht.

Die Augen der Frau sind Warmbraun und feucht. Ich frage mich, wie solche menschlichen Augen das Leid, das sie verantworten, sehen können, ohne zu erblinden. Können sie es sehen?

Ich möchte die Hände vors Ge-

sicht schlagen, die Tasse vom Boden heben und an die Wand schleudern, aber ich röhre mich nicht.

Ich stelle der Frau nicht die Frage, die in mir dringender brennt, als es eine Frage je getan hat.

Langsam wird das Wasser an meiner Haut kalt.

Die stimmen reden noch immer, menschliche Stimmen.

Ich verstehe nicht, wie Stimmen die Worte aussprechen können, die andere Menschen zum brechen bringen, ohne schon im Rachen zu splittern.

- seine Stimme ist ihm nie im Rachen gesplittert.

Meine mir schon.

Die blauen Flecken würden verschwinden.

Die Wunden würden aufhören zu bluten.

Still beginnt die Frau meinen Hals mit Desinfektionsmittel zu betupfen.

Es brennt. Ich gebe kein Geräusch von mir.

Als die Tür sich ein weiteres Mal öffnet, habe ich keine Tasse mehr, die ich fallen lassen könnte. Kein heißes Wasser, das ich über die Beine schütten könnte.

Die Frau, deren Stimme unter der Tür zu uns gewabert ist, tritt zu mir. Zu mir, deren Hände an ihrem jungen Körper alt geworden sind. Mir, deren junge Hände unter alter Haut eingesperrt sind...

Die Frau mit den braunen Augen hört auf an meinem Hals zu tupfen, beugt sich nach der Tasse am Boden und verlässt das Zimmer.

„Es freut mich sehr ihnen sagen zu können, dass wir Sie ab heute direkt aufnehmen können. Bei uns im Frauenhaus sind sie sicher.“

Die blauen Flecken würden verschwinden, die Wunden würden aufhören zu bluten.

Nur die Risse in meiner Seele nicht.

Doch auch sie würden nach und nach verheilen und sich in die

Menge der wulstigen narben einreihen, die Er mir zugefügt hatte. Mit zitternden, nassen Beinen stemme ich mich aus dem Sessel, der so weich ist, weil sie damit die Härte ungeschehen machen wollen, die mir angetan wurde.

„Haben Sie Handcreme?“



Nora Julia Antonic ist seit diesem März erwachsen. Schreiben ist ihr Leben und ihr Leben ist ihr Schreiben. Lieblingsautoren inkludieren Kafka, Charlotte Brontë (Villette, nicht Jane Eyre) und Daphne du Maurier; über sich selbst schreiben, liegt ihr nicht.



Amelie Kratky
Sir Karl Popper Schule, Wien

die enge der Freiheit

erwachsenwerden.
heißt zeit vergeht.
augenblische werden zu erinnerungen.
träume zu hirngespinstern.
leichtigkeit zu zukunftsangst.
und irgendwo dazwischen soll man erwachsen werden.

während der sommer zum herbst wird.
spätaugust bis mitte oktober - so fühlt sich das an,
erwachsenwerden.
sacht sinkende temperaturen. wie braune blätter.
langsam im wind gleiten, zu boden.
lange ersehnter herbst kam dann doch unerwartet.
fernweh heißt, dass einem etwas fehlt, das man noch nicht hast.
wie heißt es wenn man etwas vermisst, das man noch hat?
eine zeit, die noch nicht vorbei ist?
einen moment, der noch andauert?
einen ort, an dem man zu hause ist?
zu viel sucht und sich dabei verliert? den weg dabei verliert?
das zuhause nimmer findet? zu viel denkt statt fühlt? und zu viel bedenkt statt leichtigkeit mit-schleppt?
heimweh?
heimweh nach einem gefühl das so nimmer da ist.
und während all dem, bricht der herbst ein.

kindsein.
war sommer. war kichern wie sprudelwasser. war leichtigkeit.
und irgendwo dazwischen hat man schwere steine am weg aufgesammelt.
sich ein paar auf die Schultern und

andere in den weg gelegt.
wie wird erwachsen sein?
wird das schwerer?
ist es ist der druck der leichtigkeit,
der sich so schwer anfühlt?
und die enge der Freiheit?

kindsein.
war jahrelang jahrelange vorfreude.
auf die Freiheit, die mit dem erwachsenwerden hand in hand mitspaziert.
jahrelange vorfreude hat die freude jetzt ausgelutscht.
ein bisschen ausgeblieben. als wäre sie zu lange in der sonne gelegen.
und übrig bleibt der druck.
raus in die welt. ins leben. in die Freiheit.
ohne zurückschauen?
was wenn ich den falschen weg gehen?
das leben in vollen zügen einatmen.
alles aufnehmen. alles sehen. alles geben. alles tun können.
alles.
das ist Freiheit.
aber was wenn alles falsch ist?
das ist der druck, den sie mit sich bringt. die Freiheit.
ein nicht atmen können.
weil diese zeit zwischen sommer und herbst mich umschlingt.
sie fühlt sich viel einengender an als ich dachte, die Freiheit.
legt sich um mich und lässt mich nicht mehr los. bedrängt mich.
drängt mich. in den herbst?
was, wenn mich der winter überrascht?
mich eiskalt erwischt?
übrig bleiben nur viele fragen.
und die enge der Freiheit.

sie wartet da draußen. die Freiheit wartet da draußen.
aber an manchen tagen kommt sie mir so weit weg vor.
an diesen tagen kommt mir der heimweg so unglaublich unerträglich lang vor.

an diesen tagen wo nicht sommer und nicht herbst ist.

und ich weiß nicht ob ich dem sommer schon tschüss sage kann.

ich hab mich aber auch schon so lange auf den herbst gefreut.

während all dem, hab ich gar nicht bemerkt,
wie der herbst bereits begonnen hat. schritt für schritt. hereinmarschiert.
hab den sommer gar nicht mehr so richtig genossen.
und merk gar nicht wie die vögel schon in den süden ziehen.
ja es ist schon kälter geworden.
das merk ich so nebenbei.
und dass die vögel so frei sind, die in den süden ziehen.
so frei wie ich im sommer immer sein wollte.
vielleicht gehören enge und Freiheit zusammen, wie herbst und sommer.
vielleicht ist die endlosigkeit der welt einengend und befreiend gleichzeitig.
vielleicht kommt mit der zeit rat, wie man so sagt.
das hoff ich.
denn

erwachsenwerden
heißt zeit vergeht.
augenblische werden zu erinnerungen.
träume zu hirngespinstern.
leichtigkeit zu zukunftsangst.
und irgendwo dazwischen soll man frei sein.
frei sein von der enge der Freiheit.

Antonia Hollmann
International School Carinthia

Freiheit?

Ein deutsches Wort, ein Nom, hat acht Buchstaben, zwei Silben, der Artikel ist "die", 4 Vokale, hat eine weibliche Kadenz, stammt vom altenglischen, das Synonym ist Liberalität.

Wie beschreibt man sie? Dieses Wort hat eine riesige Bedeutung. Haben wir Freiheit? Die Menschheit? Die Einzelnen? Du? Hat die Welt Freiheit? Die Erde? Unsere Heimat? Zuhause? Was ist Freiheit wirklich?

Viele Menschen glauben, Freiheit ist, am Leben zu bleiben. Am Wochenende ins Strandbad zu gehen. Mit seinen Freunden einen Film im Kino anzuschauen. Sie glauben, wenn man nicht mehr von den Eltern abhängig ist, ist man frei. Wenn man selbst Verantwortung trägt. Wenn das Leben erfolgreich gelebt wurde. Viele glauben, Freiheit ist der Kampf. Die Kraft, um nicht aufzugeben. Um weiter zu machen. Sozusagen: Freiheit ist Leben.

Aber ist es das wirklich?
Ist es nur das?

Ein Leben zu haben mit einer großartigen Kindheit. Eltern, die einen über alles lieben. Geschwister. Beste Freunde schon im Kindergarten. Ein Traum von einer Kindheit. In der Schule die besten Noten. Keine Klasse wiederholen. Bis zur Matura durchziehen. Und noch immer ist dein Kindergartenfreund an deiner Seite. Ganze 12 Jahre zusammen. In jedem Unterricht, von Kunst bis Biologie bis Turnen, gibt es Gelächter. Am Maturaball richtig feiern. Es wird getanzt, ein bisschen getrunken und Blödsinn gemacht. Danach sofort ausziehen und ab nach Wien. In eine neue Wohnung

im 5. Stockwerk in der Innenstadt. Zusammen mit deinem Kindergartenfreund in einer WG und zusammen im Medizinstudium. Sieben Jahre voller Lernen, Partys, Spaß, Anstrengung, Aufregung, Liebe und Herzschmerz, Heimweh und Fernweh. Sieben Jahre voller unvergesslicher Erlebnisse. Nach all dem wieder zurück nach Kärnten. Arbeiten. Geld verdienen. Die einzige wahre Liebe endlich kennenlernen. Heiraten. Im Frühling unter blühenden Apfelbäumen. Zusammen ziehen in der Stadt, in ein großes, mit Efeu bewachsenes, altes Haus, mit Garten. Zusammen auf Reisen gehen. Die Welt erkunden. Eine Familie gründen. Mit einem Hund. Kindern. Sie großziehen. Die Windeln wechseln. Sie zum Schlafen bringen um 4 Uhr in der Früh. Sie in den Kindergarten bringen. Dann in die Schule. Und dann ihnen die Wohnung in Wien zahlen. Bis sie dann auch wieder in die Heimat zurückkehren und sich ihre Liebe, Job und Haus suchen. Bis sie ihre eigenen Kinder haben und dich dann Opa nennen und nicht mehr Papa. Plötzlich bist du 80 Jahre alt und brauchst Hilfe mit den neuesten Technologien oder mit Sachen, die du noch nie nicht konntest, so wie das einfache Aufstehen von einem Stuhl.

Aber so ist das Leben, voller Freiheit. Mit Erfolg. Mit Liebe. Mit Kindern. Mit einem besten Freund. Mit einem guten Job. Mit einem großen Haus.

Dann liegst du im Krankenhaus. Im ungemütlichen Bett. Der Alptraum. Mit Plastikröhren an jeder Ecke deines Körpers. Nur fürs Überleben. Ein konstantes Beep in deinen Ohren von den Maschinen neben dir. Die Nummern darauf bedeuten dir nichts. Ein beständiges Unwissen in deiner Umgebung. Ein Kampf dafür, dass deine

Augen nicht zufallen. Wegen der Angst. Der Furcht. Des Sterbens.

Denn angeblich ist das keine Freiheit.

Aber ohne Willen werden deine Augenlider immer schwerer und du machst nach einem halben Jahr des Kampfes, was dein Körper dir sagt. Und machst sie zu. Deine Augen. Schwarz. Du sagst deine letzten Worte: "Ich liebe dich." zu der Liebe deines Lebens und bist frei. Frei von der Krankheit. Frei vom Alptraum. Frei von der Angst. Frei von der "Freiheit des Lebens".

Denn auch das ist Freiheit.

Corina Anaweter
BG/BRG für Slowenen

Freiheit?

Was Freiheit ist, dass weiß sie nicht,
sie liest darüber nur in einem Gedicht.
Niemand wird ihr erklären,
warum wir dieses Gefühl so verehren.

Freiheit ist wie die Luft zum Atmen,
selbstverständlich, bis sie fehlt.
Sie ist wie das Licht am Horizont,
es wird viel davon erzählt.
Doch manche erreichen es nie,
sie wissen nicht mal wie.
Bei der Geburt wurde ihr die Chance genommen,
denn sie ist als Mädchen auf die Welt gekommen.

Freiheit ist ein Menschenrecht,
unabhängig vom Geschlecht.
Kann sie nicht frei sein wie ich?
Nein, ihr Mann will das nicht.
Zuhause wird ihr erklärt,
sie hat erst einen Wert, wenn sie Kinder gebärt.
Lange Kleider soll sie tragen,
trotzdem fällt ihm nicht mal ein,
zu fragen.



Darf ich? Willst du?
Nein, das ist ihm vollkommen
egal,
Erlaubnis ist nicht Teil seiner
Moral.
Ein „nein“ wird er sowieso nie
akzeptieren,
er wird es stets erneut probieren.
Sie wird nicht gefragt, was ihre
Träume sind,
in seinen Augen ist ihr einziger
Traum ein Kind.
Während er mit seinen Freunden
feiern geht,
liest sie von der Freiheit, die sie
nicht versteht.
Er ist frei, sie ist es nicht,
so endet eigentlich nie ein Ge-
dicht.
Doch wie es endet, kann sie nicht
entscheiden,
sie muss einfach weiter leiden.

Cosima Shuen

Bischöfliches Gymnasium, Graz

Bequem hinter Gittern

Sie sah ins Leere. Über den Tisch hinweg. Sah, wie der Jüngste mit dem Löffel im Essen stocherte. Noch nicht gegessen hatte. Statt dessen starr den Bildschirm fixierte. Sie ließ ihren Blick schweifen. Ein bisschen weiter links. Schussgeräusche. Sie zuckte zusammen. Einer schlug auf den Tisch. Die Gläser klirrten. Schadenfrohes Auflachen auf der rechten Seite. Tippen und tippen. Lachen und Schimpfen. Wüten und feiern. Alles taten sie. Außer essen. Das Essen war schon fast kalt. Es war ihnen gleich. Die Schnitzelkruste schon in sich zusammengefallen. Ab und zu nahmen sie ein Pommes. Griften mit ihren fetten Fingern wieder auf Tastatur und Bildschirm. Sie hasste diese Geräte. Laptops, Handys, Tablets - sie konnten ihr alle vom Leib bleiben. Sie hatten ihr ihre Familie geraubt, diese Geräte. Stunden gingen täglich drauf.

Schulnoten, die Gesundheit, gemeinsame Zeit. Hatte sie es selbst zu verschulden? Hätte sie strenger sein müssen? Mehr Regeln aufstellen müssen? Doch was, wenn sie sie dann ganz verloren hätte? Nicht nur an ihre Geräte, ganz. Hätte sie mehr Regeln aufstellen müssen? Doch Regeln distanzieren. Sie würde sich über sie stellen. Das wollte sie nicht. Doch war es nicht ihre eigene Entscheidung? 16,17,18 waren ihre geliebten Söhne. Gläserklirren. Sie öffnete den Mund: „Esst doch bitte. Es wird kalt.“ Die Worte prallten von ihnen ab. Sie wiederholte sich. Erneut keine Antwort, keine Reaktion. Sie blickte zum Ältesten. Er tippte langsam auf der Tastatur. Ohne Eile. Eine Fettlache am Teller bildete sich. Sie konnte förmlich sehen, wie sie mit jedem Tropfen Fett den Geschmack verloren. Sie wollte ihm das Handy wegnehmen. Doch war es nicht seine eigene Entscheidung? Er wirkte doch glücklich, oder zumindest nicht unzufrieden. Sie würde ihm nicht seine Freiheit nehmen. Sie lehnte sich vor, stützte sich auf der Armlehne ab. Ließ sich zurück-sacken. Das Essen kalt, farblos. Was hatte sie falsch gemacht? Schüsse. Wutschreie. Verzerrte Gesichter. 18 war der Älteste. Hatte keine Idee, was er mit seinem Leben machen würde. Kämpfte sich gerade noch durch die 8. Klasse. Tag ein Tag aus, vor dem Computer. Aus freier Entscheidung. Die Sonne ging unter, der Moment verging. Der Moment war bereits vergangen. Lang vergangen. Sie kniff die Augen fest zusammen. Schwarz. Noch fester, rot. Öffnete sie schnell wieder. Die Zeit verging. Die Zukunft würde nicht warten. So talentierte Kinder. Doch sie wussten nichts Besseres mit ihrer Zeit anzufangen. Wollten nichts Besseres mit ihrer Zeit anfangen. Sie nahmen sich ihre eigenen Chancen. Wollten keine Chancen. Ihre eigene Le-

benszeit. Aus freier Entscheidung. Sie waren hinter Gittern. Hatten es sich bequem gemacht. Im Bett ausgestreckt. Sie müsste endlich strenger sein. Sie wachrütteln, auf das Gitter zeigen. Sie bei der Hand nehmen, rausführen. Sie retten. Vor sich selbst. Sie sah sich in der Zelle stehen. Schreien, nicht nur rütteln. Doch die Blicke blieben starr auf den Bildschirmen. Wollten die Gitterstäbe nicht sehen. Hatten sie vielleicht schon gesehen, doch sie waren ihnen gleichgültig. Sie hatten es sich bequem gemacht. Der 17-Jährige legte sein iPad weg. Zückte sein Handy. Kurzvideo um Kurzvideo zog er sich rein. Ließ den Daumen über den Bildschirm gleiten. So verbrachte er seine Freizeit. So verbrachten sie alle ihr freies Wochenende. Aus eigener Entscheidung. Jede freie Minute. Keine Minute konnte in Stille genossen werden. Langweilig war ihnen, ohne die ständige Reizüberflutung. Konnten nichts mit sich selbst anfangen, etwas mit ihren Gedanken anfangen, mit ihrer Zeit anfangen. Hatten sie eigene Erinnerungen? Machten sie eigene Erfahrungen? Es schien ihr, als lebten sie lieber in der digitalen Welt als in der echten. Sahen lieber anderen beim Leben zu, als selbst zu leben. Aus freier Entscheidung raubten sie sich die eigene Freiheit. Die Freiheit, die ihnen geschenkt war. Zu lernen, vielleicht zu studieren. Eigene Erfahrungen zu machen, Erinnerungen zu sammeln. Dumme Sachen zu machen, Fehler zu machen. Freiheit, die ihr nie gegeben gewesen war. So viel Freiheit, doch sie entschieden sich aus freiem Willen dagegen. Sie könnte aufstehen, auf den Tisch schlagen, ein bisschen schreien. Sie wollte schreien. Alle Geräte einfach packen. Einfach weg-schmeißen. Ihre Kinder vor die Tür schmeißen. Ihnen sagen, sie sollen einfach einmal eine Runde spazieren gehen, vielleicht einen

Baum umarmen. Einfach nehmen, einfach wegschmeißen. Das wäre die einfache Lösung. Doch es war nicht fair. Sie waren nicht süchtig. Sie waren fast erwachsen. Sie stand auf. Energisch. Einfach nehmen, einfach wegschmeißen. Ihre Kinder zurückholen. Die Köpfe schnellten nach oben, irritiert. Einfach nehmen, einfach wegschmeißen. Ihre Kinder befreien. Doch war es befreien, wenn es gegen ihren Willen war? Einfach nehmen, einfach wegschmeißen. Ihre Hand schoss nach vorne. Einfach nehmen. Zusammengekniffene Augen. Irritierte, vorwurfsvolle Blicke. Einfach wegschmeißen. Schnell schlossen sich die Finger. Sie nahm das Salz. Einfach nehmen und nicht wegschmeißen.

Elias Gugel

Bischöfliches Gymnasium, Graz

Freiheit

Lena saß am Fenster ihres kleinen Zimmers und blickte sehnüchsig hinaus. Die Welt draußen schien so weit und voller Möglichkeiten, doch sie fühlte sich gefangen. Ihr dünnes, blasses Gesicht spiegelte sich an der Fensterscheibe. Lena war immer eine gute Schülerin gewesen, doch sie fühlte sich nie gut genug. Die ständigen Vergleiche mit ihren Mitschülerinnen, die scheinbar makellosen Körper in den sozialen Medien und die subtilen Kommentare über ihr Aussehen hatten tiefe Spuren hinterlassen. Vor Monaten begann sie mehr und mehr auf ihr Gewicht zu achten. Sie trainierte viel und aß keine Süßigkeiten mehr. Sie verlor Gewicht und genoss das Lob und die Anerkennung ihrer Mitschüler, die immer wieder feststellten, was für eine tolle Figur sie habe.

Max saß auf einem Ast des uralten Ahornbaums, der im hinteren Eck

des Schulparks stand und über den Begebenheiten, die sich täglich hier abspielten in stiller Selbstverständlichkeit Wache hielt. Max war eigentlich ein sehr stiller Junge, der sich nichts sehnlicher wünschte, als dazuzugehören. Im Park beobachtete Max oft die Gruppe von Jungs, die immer zusammen lachten und miteinander scherzten und die den ganzen Tag gemeinsam verbrachten. Sie schienen so selbstbewusst und frei, während Max sich oft unsichtbar fühlte. Um Teil dieser Gruppe zu werden, begann Max seit einigen Wochen, sich anzupassen. Er trug die gleichen Klamotten, hörte die gleiche Musik und versuchte, ihre Witze zu kopieren.

Tom saß beim Mittagessen mit gesenktem Kopf da, die Augen unbeweglich auf den Bildschirm seines Mobiltelefons gerichtet. Er lachte nicht über die Witze, die seine Mutter verzweifelt aufwarf. Schließlich brüllte sie ihn aus dem nichts an, um wenigstens irgend eine Reaktion seines Sohnes zu erzwingen. Er war ein ganz normaler Junge, der seine Tage damit verbrachte, durch die sozialen Medien zu scrollen, Spiele zu spielen und Nachrichten zu checken. Sein Handy war sein ständiger Begleiter, und er konnte sich kaum noch an eine Zeit erinnern, in der er ohne es auskam. Jeden Morgen galt sein erster Blick dem kleinen Bildschirm seines Smartphones. Es war das Erste, was er beim Aufstehen sah und das Letzte, bevor er nachts in seinen unruhigen Schlaf fiel.

Lena konnte die Anerkennung ihres Umfeldes quasi kontrollieren, indem sie immer mehr trainierte und immer mehr abnahm. Was als harmloser Wunsch nach einem schlankeren Körper begann, entwickelte sich schnell zu einer Obsession. Lena zählte jede Kalorie, mied Mahlzeiten und verbrachte Stunden im Fitnessstudio. Jedes verlo-

rene Pfund gab ihr ein Gefühl der Erleichterung, doch gleichzeitig wuchs die Angst, die Kontrolle zu verlieren, wenn sie nicht weitermachen würde. Es fühlte sich nicht gut an. Nichts fühlte sich mehr gut an.

Egal, wie sehr sich Max bemühte und wie sehr er seine neuen Kumpels kopierte, er fühlte sich nie wirklich dazugehörig. Es war, als ob er eine Maske trug, die ihn daran hinderte, er selbst zu sein. Er hatte heute ein Trikot seines Lieblings-Fußballvereins an. Sie haben ihn ausgelacht, weil Trikots Kinderkram seien. Sowas trägt man nicht, wenn man cool ist. Sowas ist schon lang nicht mehr hip. Max gab vor, dass es nur ein Scherz gewesen sei, der ja offensichtlich geklappt hat, weil die Jungs gelacht hatten. Sie glaubten ihm und klopften auf seine Schulter. Nun saß er hier auf dem Ahornbaum. Tränen stiegen in ihm hoch, aber er drückte sie weg. Er konnte unmöglich hier zu weinen beginnen. Was würden seine Kumpels von ihm denken. Fest drückte die Maske auf seinem Gesicht, auf seinem Herzen.

Tom blickte kurz auf und sah in die verzweifelten Augen seiner Mutter. Ob er nicht merkte, dass er nichts mehr von seiner Umwelt mitbekomme und dass sie sich Sorgen mache, weil er sich immer mehr zurückzog. Tom wusste das. Ihre Worte prallten an die Wände der kleinen, liebevoll eingerichteten Küche und donnerten in sein Gehirn. Er verstand sie sogar. Aber sie ihn nicht. Das Handy war sein Fenster zur Welt und gleichzeitig sein Gefängnis geworden.

Lena sah wieder in das Spiegelbild in der Fensterscheibe und sie konnte nicht nur die bläulichen Ringe unter ihren Augen sehen, sondern auch die Leere in ihrem Blick erkennen. Eine bodenlose Leere, die sie nun im Spiegelbild zu



verschlungen schien. Sie erkannte, dass sie sich selbst verloren hatte, dass die ständige Jagd nach Perfektion sie ihrer Freiheit beraubt hatte. Wie schön wäre es, einfach wieder essen zu können. Ohne nachzudenken. Ohne zu rechnen. Ohne die ausgleichende Trainingseinheit zu planen. Einfach nur zu essen und den Geschmack einer einfachen Semmel genießen zu können.

Max hatte es satt, sich immer weiter zu verbiegen. Aber ihm fehlte der Mut, seine Maske abzulegen. In seinem Innersten wusste Max, dass wahre Freundschaft auf Ehrlichkeit und Akzeptanz basierte und nicht aus einem T-Shirt, einem schlechten Witz oder aus einem reinen Zugehörigkeitsgefühl entstehen darf.

Tom wünschte sich, die Welt um ihn herum wieder wahrnehmen zu können. So wie früher. Zeit mit seinen Freunden zu verbringen. Nicht online. Im richtigen Leben. Spüren. Reden. Lachen. Ohne Bildschirm dazwischen.

Eine Semmel. Ein T-Shirt. Zeit.

Sein wie man ist und wer man ist.

Freiheit.

Leon Kühl
Abendgymnasium,
Klagenfurt

Tagebucheintrag vom 22.
Dezember 2101

Tag 674

Seit die Menschen weg sind
schneit es wieder.

Ich beugte mich nach vorne, um mit meinem neu gefundenen Bob-Marley-Feuerzeug die vierte Kerze auf meinem selbst gebastelten Adventskranz anzuzünden. Lange

starrte ich in die hin und her tanzende kleine Flamme der roten Kerze und frage mich schon wieder, ob es eine gute Entscheidung war, auf der Erde zu bleiben.

Die Massen von lauten und beängstigten Menschen, die alle gleichzeitig versuchten sich in die riesigen Schiffe hineinzudrängen. Die Hand meiner Mutter, die erfolglos versuchte meine zu erwischen, um mich mit ihr in eins der gigantischen Schiffe zu ziehen. Ich kneife mich ins Bein, das mache ich immer, um mich von meiner in-die-alte-Zeit-Abschweiferei abzuhalten und revidiere den heutigen Tag.

Nach gefühlten tausend erfolglos durchforsteten Wohnungen konnte ich heute endlich mein Traumsofa finden! Nachdem ich die qualvollen vier Stockwerke mit Sofa auf dem Rücken überwunden hatte, hievte ich das Sofa auf meinen neongelben Hubwagen, den ich im Bauhaus zwei Straßen weiter entdeckt hatte und schob es nach Hause. Jetzt sitze ich auf meinem neuen Glücksfund, warte, bis meine Suppe fertiggekocht ist, versuche an Wörter zu denken, mit denen ich die Seiten dieses Tagebuch füllen könnte und mustere währenddessen die Kerzen auf meinem Adventskranz.

Die Schiffe sahen aus wie die schwarzen Wachsmalblöcke, die ich in der Grundschule benutzt hatte, um meine Hefte vollzukritzeln- jedoch tausendmal größer. Mit offenem Mund auf dem Boden liegend, sah ich wie die unzähligen Wachsmalblöcke abheben und mit einem pfeifartigen Geräusch in Richtung Weltall flogen. Los zum Planeten 717, wo alles besser werden sollte. Der zweite Planet auf der Liste der Menschen, welcher, nachdem sie ihn zerstört und ausgenutzt hatten, wie eine alte Zahnbürste weggeschmissen und ersetzt werden wird.

Ein lautes Ringen unterbrach meine in-die-alte-Zeit-Abschweiferei und ich sprang auf, stellte den Wecker aus und eilte zu meinem provisorischen Herd, um die Suppe vom Feuer zu nehmen.

Heute habe ich sie ausnahmsweise mal nicht versalzen. Anders als in gefühlt jeden Apokalypsen-Film, komme ich mit dem Essen gut aus. Jeden Tag gehe ich in die Hasenheide um dort die schwarze-Lotus-Blume - ja, seit die Menschen weg sind gibt es einfach neue Blumenarten – zu pflücken, auszudrücken und dann mit den Kartoffeln und verschiedenen Gewürzen zu kochen. Ich sollte aufhören jeden Tag dieses Rezept in mein Tagebuch zu schreiben, als könnte ich das Rezept irgendwann vergessen. Aber irgendetwas muss ich eben in dieses dumme Buch schreiben...

Leider habe ich nie verstanden, wie eine Sonnenuhr funktioniert und deshalb muss ich die Uhrzeit immer raten: mein Gefühl sagt mir, dass es Sieben Uhr oder sowas ist, also zu früh, um schlafen zu gehen aber zu Dunkel, um noch erkunden zu gehen.

Planet 717, weite Wiesen, riesige Seen, neue Tierarten und zwei Monde. Überall hingen Plakate, lagen Flyer, liefen Werbespots für das neue Zuhause der Menschen. Ein Jahr bevor die Schiffe abhoben, konnte man sich verschiedene sogenannte Royal Brackets kaufen, eine süße Verkleidung für ein neues Klassensystem. Anhand des Betrages den man für seine Royal-Bracket bezahlte, konnte man in bestimmten Wohnblocks wohnen oder größere Essensrationen bekommen.

Plötzlich riss mich das flackernde Geräusch von Feuer aus meiner in-die-alte-Zeit-Abschweiferei und entsetzt erblickte ich, wie mein selbst-gebastelter Adventskranz in Flammen aufgegangen

war. Ich sprang auf, kickte den Kranz auf den Boden und trat auf ihn ein, bis die letzten Flammen erloschen waren. Niedergeschlagen blickte ich auf das Überbleibsel meiner Weihnachtsdekoration, in die ich mehrere Stunden Arbeit gesteckt hatte und jetzt nur noch ein Haufen Asche und zerbrochene Kerzenwachs war.

Ich hoffe Mama geht es gut.

Tagebucheintrag vom 23.
Dezember 2101

Tag 675

Mein quietsche-gelbes Wörterbuch definiert Freiheit so:
Zustand, in dem jemand frei von bestimmten persönlichen oder gesellschaftlichen, als Zwang oder Last empfundenen Bindungen oder Verpflichtungen, unabhängig ist und sich in seinen Entscheidungen nicht eingeschränkt fühlt.
Bin ich frei?

Kein Mensch weit und breit der mir meine Freiheit rauben könnte und doch fühle ich mich gefangen. Gefangen auf einem riesigen Planeten, allein und niemand weit und breit, dem ich mein Herz ausschütten könnte, welches sich, seit die Menschen die Erde verlassen hatten, tagtäglich mit neuen noch nie zuvor gefühlten Emotionen füllt.

Früher dachte ich immer, der Sinn des Lebens sei es, etwas zu hinterlassen, auf das Leute zurückblicken oder sich daran erinnern und daraus lernen können. Doch es gibt niemanden der auf mich zurückblicken, geschweige denn etwas aus mir lernen könnte. Wie in einem Theaterstück ohne Publikum spiele ich jeden Tag meine Rolle, spreche fehlerlos meinen Text in der Hoffnung jemand würde auftauchen, sich auf einen der unzähligen leeren Plätze setzen

und sich mein nun schon viel zu langes Stück anschauen.

Ich melde mich morgen wieder, vielleicht habe ich dann den Sinn des Lebens gefunden.

Luisa Jakob
International School Carinthia

Die Freiheit, so zu sein wie ich bin

Man sagt, die Schulzeit sei die schönste Zeit des Lebens. Aber ich frage mich, für wen trifft diese Aussage zu? Für diejenigen, die sich mühelos in die Formen fügen, die hier vorgegeben werden? Für diejenigen, deren Lachen laut genug ist, um die Welt zu beeindrucken? Oder für diejenigen, die ihre adaptierten Masken so perfektioniert haben, dass niemand sie jemals hinterfragen würde?

Ich sitze in diesem monotonen Raum, umgeben von Gesichtern, die genau zu wissen scheinen, wie man sein muss. Welche Wörter man zu sagen hat, wann man lacht, wie man sich bewegt, um nicht aufzufallen. Und ich? Ich stolpere durch die Tage wie ein Schauspieler ohne Drehbuch. Ein falsches Wort, ein unbedachter Blick, oder gar ein Lächeln zu viel – und die dünne Maske, die ich trage, könnte zerbrechen.

Freiheit. Ein großes Wort, das oft mit funkeln den Augen ausgesprochen wird. Doch wie frei ist man, wenn man ständig versucht, sich anzupassen und sich verstellt? Wenn man jeden Gedanken, jedes Wort zweimal umdreht, bevor man die Courage hat und es wirklich ausspricht, aus Angst, dass er falsch sein könnte?

Ich trage Masken. Sorgfältig gefertigt, um jederzeit in die be-

nötigten Rollen zu schlüpfen. Eine Maske für die Klasse, eine für die Lehrer, eine für die Pausen. Jedes Lächeln einstudiert, jeder Satz gewogen. Darunter, unter diesen Masken, bin ich, doch das scheint nicht genug zu sein.

Die Welt um mich herum scheint klare Regeln zu haben. Wer frei sein will, muss glänzen, muss perfekt sein. Doch ich bin nicht perfekt und möchte eigentlich auch nicht danach streben. Ich bin eine leise Melodie in einem Raum voller Orchester. Ich bin ein einzelner Farbkleck auf einer Leinwand, der sich anstrengt, die Form eines Rahmens anzunehmen, der nicht für mich gemacht ist. Und je mehr ich mich anpasse, desto weiter entferne ich mich von mir selbst. Das Resultat daraus ist eine leere Hülle, die ziellos umherweht. Mal fährt ein Auto an ihr vorbei und lässt sie hochwirbeln, doch auch das ist bedeutungslos.

Manchmal stelle ich mir vor, wie es wäre, einfach aufzustehen, die Tür zum Klassenzimmer hinter mir zu schließen und alle Erwartungen zurückzulassen. Was wäre mein Gewinn, was mein Verlust dadurch? Auch draußen würde ich sie mit mir tragen, die Zweifel, die Angst, nicht genug zu sein.

Ich denke an das Wort „Freiheit“ und frage mich, ob ich sie jemals finden kann. Ist Freiheit, ich selbst zu sein, ohne Angst vor Urteil? Oder ist Freiheit das Fehlen dieser Fragen?

Es gibt Momente, in denen ich in den Spiegel schaue und mein eigenes Gesicht kaum erkenne. Nicht, weil ich mich verändert habe, nein, sondern weil ich so viele Schichten aufgebaut habe, dass ich nicht mehr weiß, welche davon echt sind. All diese Schichten verschmelzen langsam, qualvoll,



zu etwas, das mir Angst macht. Wenn ich mich dann traue, diese fremde Gestalt schließlich doch anzusehen, ist ihr Blick so durchdringend, dass ich befürchte, es nehme mich irgendwann ganz ein und raube mir jede noch so winzige bestehende Chance auf Freiheit. Ist es Freiheit oder Individualität, wonach ich mich so sehne?

Vielleicht ist Freiheit einfach eine Fremdsprache, die ich nie gelernt habe? Vielleicht ist Freiheit kein Ziel, sondern ein Prozess. Vielleicht beginnt sie mit dem ersten Schritt, die Maske abzulegen und die Angst anzusehen. Ich bin noch nicht so weit. Aber ich bin bereit, es zu versuchen. Und vielleicht, nur vielleicht, werde ich eines Tages spüren, was es heißt, wirklich frei zu sein.

Ich erinnere mich an ein Kindheitsbild von mir: barfuß im Garten, die Arme weit ausgestreckt, das Gesicht in den Himmel gerichtet. Dieses Kind kannte keine Masken, keine Angst vor Ablehnung. Es war genug, einfach zu sein. Doch dieses Kind bin ich nicht mehr. Heute frage ich mich, ob die Welt mich überhaupt sehen würde, wenn ich all das ablege, was ich geworden bin.

In der Pause sitzen sie in diesen allzu bekannten Grüppchen, laut und lebendig, während ich auf meinem Platz bleibe, allein. Ich beobachte, wie sie sich bewegen, wie selbstverständlich sie wirken, wie zielorientiert, und frage mich, warum ich das nicht kann. Während ich sie kritisch ansehe und versuche, zu verstehen, fühlt es sich an, als hätte ich meine eigene Einladung zu diesem Leben verpasst. Aber dann denke ich: Ist es wirklich Freiheit, die sie haben? Oder spielen auch sie ihre Rollen, nur besser und erfolgreicher als ich? Vielleicht sind wir alle nur Darsteller, oder Spiel-

figuren in einem Stück, das niemand von uns wirklich versteht.

Die Glocke läutet, und ich bleibe sitzen, während die anderen hinausströmen. Mein Atem wirkt träge und schwer, so als würde selbst er noch etwas von mir verlangen wollen. Doch in diesem Moment nehme ich etwas Veränderndes wahr. Ein kleines Flüstern, eine leise Stimme in meinem Inneren, die sagt: „Du bist genug.“

Auf dem Heimweg nach der täglichen Tortur, die sich immer mehr wie ein surrealer Traum anfühlt, in dem ich gefangen bin und es nicht schaffe, aufzuwachen, schaue ich aus dem trüben Fenster des Busses. Ein Vogel zieht am Himmel Kreise. Von ganzem Herzen beneide ich diesen Vogel. Es erscheint mir albern, aber dieser Vogel scheint keine Masken zu brauchen. Er weiß einfach, wer er ist, wohin er fliegt, ohne ständige Äußerlichkeiten und Bewertungen.

Mit dieser Inspiration beschließe ich, es ihm nachzutun. Ich will mit einer solchen Leichtigkeit und Unbeschwertheit durchs Leben gehen. Mit diesem Text lege ich meine äußere Maske ab. Jetzt. Ich wende meinen Blick auf mein selbstbestimmtes und mutiges inneres Kind, denn vielleicht ist das wahre Wesen der Freiheit nichts anderes als zulernen, ich selbst zu sein.

Nike Giefing
Gymnasium d. Diözese
Eisenstadt Wolfsgarten

Lichtgefangen.

Ding. Dann erneut. Ding. Ding. Folgend Licht. Unbeschreiblich unnatürliches Licht. Welches gewillt die Stille durchstrahlt. Prompter Blick gen Lichtquelle. Dann – geschwind, beinahe wie gesteuert – ertastet eine Hand die Lichtquelle. Unbeschreiblich forciert – als ob ein Leben am seidenen Faden durchtrennt werden könne. Dann erneut. Ding. Folgend wird die lückenlose Lichtquelle umgriffen, umklammert, umfasst. Mein Blick schweift weiter. Entlang der unmerklich zitternden Arme, sich Zentimeter um Zentimeter an jeglichem aufgestellten Haar an der Hautoberfläche zum Ellenbogen voranschleifend bis hin zu den vorgezogenen Schultern. Scannend rechts die rötliche Reizspur, das gestraffte Genick, die knirschende Kiefermuskulatur bis hin zu – Ding. Wo war ich stehen geblieben? Ah, das Gesicht. Irgendwie differenziert. Mundwinkel starr nach unten gezogen. Von einer unentdeckbaren Last, welche das gebeugte Blickfeld gänzlich zur Lichtquelle zieht. Es beinahe einfängt. Begleitet vom eiligen Ein- und Ausatmen im Brustkorb: Heben. Senken. Heben, senken. Rasant. Immer rasanter. Reichend bis zum stumpfen Blick. Dieser differenziert nicht. Gar nicht. Er scheint – wie soll ich sagen – perfekt? Perfekt inszeniert! Kein Blinzeln, kein nichts. Die Pupillen geweitet, das Schwarze als Gefangener im Inneren des ausgedornten Glaskörpers. Die azurblaue Hintergrundfarbe immer rasanter verschlingend; das Freie, das Blaue. Kein Ding. Nur Licht. Dann erneut. Der Blick. Das Händegreifen. Die Atmung. Ein. Aus. Ein, aus. Das Scrollen, das Wischen, das

Tippen. Ein Tap. Dann: Tap-Tap-Tap. Im Takt einer Millisekunde. Mein Blick schnellt zum Ursprung des Störens. Dann erneut: Tap-Tap-Tap-Tap-Tap- Nein. Stopp. Ich muss wegsehen. Halte es nicht länger aus. Bin scheinbar gefangen. Im Drang. Im Zwang. Zur Lichtquelle. Wofür diese Lichtquelle gut sein soll, das leuchtet mir immer noch nicht ein. Vor ihr hat das Leben ja auch funktioniert. Vor diesem Smartphone, so nennen sie es glaube ich. Aber sicher bin ich mir da nicht. Vielleicht bin ich auch einfach schon zu alt. Aber zugleich neugierig. Da habe ich meine Enkelin gefragt, was so eine Lichtquelle – oder Smartphone, wie auch immer – nun könne. Als Antwort: alles. Wie „alles“? Keine Antwort. Fünf Mal schon habe ich die Frage wiederholt. Immer noch: keine Antwort. Stattdessen einen Starrwettbewerb mit der Lichtquelle führend, gefangen in einer fremden Welt. Erneut frage ich. Diesmal lauter. Der Blick schnellt in die Höhe. Was? Ich frage erneut. Als Antwort: Naja, alles halt. Man ist nicht mehr so eingesperrt im Leben. Was soll das nun wieder heißen, „nicht so eingesperrt im Leben“? Noch etwas, das ich nicht verstand. Noch immer nicht verstehe. Noch immer nicht beantwortet wurde. Erneut: Ding. Dann Licht. Diesmal schnellt auch mein Blick zur Lichtquelle. Dann zu ihrer Hand, die den Teller nun vollends von sich wegschiebt. Das Smartphone nun mit beiden Händen umklammert. Tap-Tap-Tap-Tap. Ich frage, ob sie keinen Hunger mehr habe. Als Antwort: Nein, ich bin schon satt. Mein Blick schnellt zum Teller. Unberührt. Zumindest fast. Erneut: Ding. Zittrige Hände, zerschundene Augen, zusammengekniffene Glaskörper. Der Brustkorb. Das rasante Heben und Senken. Wie im Takt. Einzig – viel zu schnell. Ob es ihr nicht

geschmeckt habe? Als Antwort: Doch, doch Oma. Sie könne nur seit Tagen nicht schlafen, deshalb habe sie keinen Hunger, sagt sie. Währenddessen: keinerlei Mimik, das Gesicht scheinbar gemeißelt wie in Zement. Sie scheint anders. Zumindest irgendwie. Dahin das geweckte Grinsen, die leuchtenden Augen, die ahnungslose Lockerheit. Ob sie darüber reden wolle? Als Antwort: nichts. Stattdessen: Tap-Tap-Tap-Tap. Einen Wettbewerb scheinen die hastigen Handbewegungen mit der Lichtquelle zu führen – als stünde ein Leben auf dem Spiel. Ihr Leben? Mein Blickfeld forciert gerichtet auf das Tippen, das Nicht-Blinzeln, die Starrheit, Abwesenheit. Sie wirkt, wie soll ich sagen? Gefangen? Im Licht? Nein, wahrscheinlich irre ich mich. Unterdessen scheint meine Enkelin in einer 15x7cm-Zelle verbarrikadiert – drohend mit dem unnatürlich vorgebeugten Genick Kopf voraus in diese unbeschreiblich unnatürliche Lichtquelle hineinzstürzen. In eine Welt, der sie schon längst Teil ist. Einer Welt, in der man „nicht so eingesperrt ist wie im Leben“, hat sie gesagt. Doch ist sie hier Gefangene? Dort frei? Auch diese Fragen treffen nur auf eine Wand, werden scheinbar von der 15x7cm-Zelle abgeprallt. Erneut frage ich. Diesmal lauter. Doch erneut: keine Antwort. Langsam werde ich ungeduldig. Ich will es auch wissen. Wissen, was das für eine Welt ist, in der man scheinbar frei ist. Dann endlich: Ding. Dann erneut: Ding. Folgend Licht. Unbeschreiblich unnatürliches Licht. Welches gewillt die Stille durchstrahlt. Prompter Blick gen Lichtquelle. Dann – geschwind, beinahe wie gesteuert – schnellt auch meine Hand zur Lichtquelle. Zittrig scheint sie vor Drang, vor Zwang. Nur noch wenige Zentimeter, bald ist es geschafft. Die Hand, Millimeter um Millimeter sich annähernd.

Der Lichtquelle. Nur noch ganz, ganz wenig, bis – Nein. Stopp. Mein Blick sticht weg. So wie die Hand: weg. Ein Schmunzeln umspielt meine Lippen. Beinahe – ja beinahe, da wäre ich auch Teil dieser Welt geworden, in der man „nicht so eingesperrt ist wie im Leben“. Aber das mit der Lichtquelle – dem Smartphone, wie auch immer – das verstehe ich irgendwie nicht ganz. Da lasse ich lieber die Finger davon. Ob ich dort freier wäre? Ich glaube nicht. Aber wissen, naja, wer könnte das schon wissen.

Talia Stojchevski
Vienna International School

Die blaue Blume

In einem Feld voller wunderschöner Pflanzen und Blumen, das wie ein rosafarbenes Meer in der Morgensonne schimmerte, standen die Blumen still und stolz. Generationen über Generationen lebten sie wie eine große Familie zusammen, wie Schwestern. Jede hatte die gleiche Farbe, die gleiche Form, als wären sie nach einer Blaupause gemacht worden. Rosa. Vier Blätter. Perfekt. Jeden Tag wuchsen sie hübscher und hübscher, als wären sie mit jedem Sonnenstrahl neu geboren. Der Himmel küsst sie jeden Morgen mit breitem Licht. Das ist das Leben von einer Pflanze. Einfach, oder? Wie kompliziert kann das sein?

In diesem Meer aus rosa lag ein kleiner Samen, der noch nicht herausgewachsen war. Der Boden war nass. Die Sonne liebte dieses Feld und breitete ihre Strahlen aus. Alles war an seinem Platz. Nichts konnte falsch gehen. Aber etwas fühlte sich anders an. Etwa. Fühlte. Sich. Anders. An.



Der Samen begann zu wachsen, aber niemand erwartete, was als nächstes passieren würde. Die Blätter waren nicht rosa, wie die anderen. Blau. Blau? Warum blau? Wie kann das sein? Wie kann das passieren? In diesem Feld war Blau ein Fehler. Das geht nicht in diesem Feld. Das ist verboten. Niemand wollte eine blaue Blume akzeptieren in einem Meer aus Rosen. Das werde komisch.

Es war wie ein blauer Tropfen. Die anderen Blumen wandten sich ab. Sie drehten ihre Köpfe zur Seite, um dieses blaue Ding zu ignorieren. Die Blaue spürte ihre Blicke, die kälter waren als ein Schatten an einem Sommertag. Sie fühlte sich allein, wie ein kleiner Stern in einer dunklen Nacht.

Die Blumen sprachen nicht, doch ihre Gedanken waren so laut wie der Wind. Wer bist du? Was machst du hier? Warum bist du anders? Wer ist dieser Ausgestoßene?

“Warum bin ich so?” fragte die Blaue den Himmel. Warum passe ich nicht hierher? Der Himmel natürlich antwortete nicht, aber die Sonne schien heller, als wollte sie sagen, du bist gut, genau wie du bist.

Die Blaue dachte nach. “Ich bin vielleicht anders, aber ich bin auch eine Blume. Mein Platz ist hier, unter derselben Sonne und derselben Erde.” Jeden Tag wuchs sie ein bisschen höher, fast als wollte sie dem Himmel zeigen, dass sie genauso viel Wert hatte wie die anderen. Ihre Blumenblätter leuchteten wie ein kleiner Tropfen Himmel mitten im Feld.

Doch sie wollte nicht nur für sich selbst kämpfen, sondern auch für jede andere. Es ging nicht nur um sich selbst. “Wenn ich hier wachsen kann, dann können auch andere Blumen wachsen, die an-

ders sind” dachte sie. Sie ließ ihre Samen vom Wind, wie kleine Botschafter der Freiheit tragen.

Nach einer Weile begann sich das Feld zu verändern. Neben den rosa Blumen sprossen kleine gelbe Blumen wie Sonnenstrahlen, rote wie tanzende Flammen, und lila wie Abendwolken. Das Feld war kein einfarbiges Meer mehr. Es war einfach ein Regenbogen. Die Blumen begannen zu verstehen; das Feld war nicht weniger schön geworden. Es war schöner.

Die blaue Blume sah, wie die anderen Blumen sich langsam dem neuen Anblick öffneten. “Vielleicht war es nie die Farbe, die uns verbunden hat. Vielleicht war es immer die Erde, die uns alle trägt.”

Und so lebte das Feld weiter, nicht mehr wie ein perfekter Teppich, sondern wie eine Symphonie aus Farben und Geschichten.



LAUFEND
GEWINNEN



GEMEINSAM
NUTZEN



BARES GELD
SPAREN

ENTDECKEN SIE DIE PLUSCLUB-WELT

Im kostenlosen und exklusiven Vorteilsclub für Kelag-Kunden warten zahlreiche Vorteile auf Sie. Wählen Sie Ihre Lieblingsgutscheine aus den Kategorien Erlebnis, Unterhaltung, Sport, Genuss oder Alltag und sparen Sie los!

Jetzt anmelden
und sofort
Vorteile nutzen!
plusclub.at/sparen





Schulinterne Lesung der eingereichten Texte am Ingeborg Bachmann Gymnasium

Freiheit in Wort und Klang

Beim diesjährigen schulinternen Lesetag im Zuge des 33. Junior Bachmann Literaturwettbewerbes präsentierten acht Schüler:innen ihre eingereichten Texte.

Das Publikum erhielt einen inspirierenden Einblick in die Gedankenwelt der Schreibenden und erlebte, wie unterschiedlich zum Thema „Freiheit“ philosophiert werden kann.

Großartige musikalische Beiträge einiger Schüler:innen sorgten für ein gelungenes Rahmenprogramm und rundeten den Nachmittag stimmungsvoll ab.





Und was
lesen
Sie?



Impressum:

Ingeborg Bachmann Gymnasium, Ingeborg-Bachmann-Platz 1, A-9020 Klagenfurt

Redaktion, Layout & Design: Claudia Holzfeind, BEd

Plakat & Cover: Mag.^a Rosanna Röttl

Texte: TeilnehmerInnen Junior Bachmann Literaturwettbewerb

Bei den Texten handelt es sich um die Originalfassungen der Teilnehmer:innen - diese wurden nicht verändert.

Druck: Mohorjeva Hermagoras Druckerei

33. JUNIOR BACHMANN LITERATURWETTBEWERB

